

Auf dem Weg

WO GLAUBEN
RAUM GEWINNT



Der Pastorale Prozess im Erzbistum Berlin



SEPTEMBER 2018

Erzbischof im Interview

Warum überhaupt
Pastorale Räume?

Material im Test

Welches Kirchenbild
haben Sie?

Laien im Fokus

Wohin entwickeln sich
die Pfarreigremien?

„Du siehst mich“

Was die Identität gläubiger Christen in Pastoralen Räumen ausmacht

Von Prälat Stefan Dybowski

Auch wenn schon mehr als ein Jahr vergangen ist, denke ich gern an den evangelischen Kirchentag zurück. Es waren wunderbare Tage der Begegnung. Vor allem hat mich das Leitwort sehr angesprochen und begleitet mich heute noch: „Du siehst mich“.

Was es bedeutet, gesehen zu werden, und vor allem, was es bedeutet, nicht gesehen zu werden, kann man schon in den ersten Seiten der Heiligen Schrift erleben. Kain und Abel (Gen 4,1-16), die ersten Brüder, sind sehr verschieden. Beide bringen Opfer dar. Das Opfer des einen sieht Gott, das Opfer des anderen sieht er nicht. Die Gründe dafür werden in der Bibel nicht genannt. Was aber wohl geschildert wird, ist das Gefühl, das Kain überfällt: Es überkommt ihn ganz kalt, und das steigert sich so weit, dass er seinen Bruder umbringt.

Nicht gesehen werden – das kann sehr wehtun. Man spürt deutlich die Sehnsucht der Menschen, gesehen und wahrgenommen zu werden.

Wer sind wir?

Wenn wir Menschen mit Gott und seinem Evangelium in Berührung bringen wollen, werden sie uns immer wieder nach diesem Gott fragen: Lohnt es, sich mit ihm zu beschäftigen, an ihn zu glauben und mit ihm zu leben? Die Menschen schauen dabei unser alltäg-

liches Leben an. Wie lebst du mit dem Evangelium? Die Frage nach unserer Identität wird zu einem wichtigen Kriterium für die Entscheidung vieler Suchender.

Was macht unsere Identität als gläubige Christen in den Pastoralen Räumen aus? Dass wir getauft sind? Dass wir uns in der Pfarrei engagieren? Eine schöne und vor allem ganz konkrete Antwort auf die Frage nach meiner Identität habe ich in einer Berufungserzählung gefunden, in der Berufung des Natanaël (Joh 1,43-51).

Es beginnt mit einem begeisterten Philippus. Er ist von Jesus fasziniert und will seine Begeisterung mit seinem Freund Natanaël teilen. Doch zu seiner Überraschung stößt er bei seinem Freund auf Unverständnis. Und als Natanaël noch erfährt, dass Jesus aus Nazareth kommt, winkt er ganz ab: „Was soll denn aus diesem kleinen Dorf schon Gutes kommen?“

Was Philippus erlebt, haben Sie sicher auch schon erlebt. Sie sind begeistert, wollen diese Begeisterung teilen und der andere versteht Sie nicht. Er will Sie auch gar nicht verstehen. Das kann ernüchternd sein. Doch Philippus lässt sich nicht gleich entmutigen. „Schau ihn dir doch wenigstens einmal an!“ Ich mag solche Leute, die nicht gleich die Flinte ins Korn werfen und aufgeben, sondern erst einmal genauer hinschauen.

Echt sein

Jesus sieht die beiden auf sich zukommen und sagt zu Natanaël:



Gesehen werden von Gott, gesehen werden von den Mitmenschen, die nur selten Gott und Kirche nahestehen – Auftrag und Herausforderung zugleich im Pastoralen Raum.
Foto: Michael Krug/fotolia.de

„Sieh, ein echter Israelit, ein Mann, an dem kein Falsch ist.“ Ein Mann ohne Falsch – damit ist nicht gemeint, dass Natanaël nie etwas falsch gemacht hat. Ich möchte Ihnen lieber das Wort „echt“ ans Herz legen. Wenn ich von jemandem sage: „Der ist echt“, meine ich: bei dem weiß man, woran man ist. Der sagt, was er denkt. Der ist aufrichtig, charmant, irgendwie liebenswert.

Diese Haltung kann man bei Jesus häufig entdecken. Er hat die Menschen mit anderen Augen, in ihnen das Charmante und Liebenswerte gesehen. Das hat Natanaël verändert. An die Stelle seiner Skepsis tritt eine Entscheidung für Jesus. Er gibt ein Bekenntnis ab und folgt Jesus.

Mit anderen Augen sehen

Wie konkret und aktuell dieses Leitwort ist, konnte ich bereits in vielen Gemeinden erleben. Schon mehrfach haben wir über diese Berufungsgeschichte diskutiert. „Das ist unser Alltag“, haben mir zum Beispiel Erzieherinnen einer Kita bestätigt, „in den Kindern das Charmante und Liebenswerte zu entdecken.“ Die Kita wird zum Ort, an dem der Inhalt des Evangeliums konkret erlebt wird, zu einem Ort kirchlichen Lebens.

Gott sieht mich mit seinen liebenden Augen – das ist meine Identität. Von dieser Identität möchte ich gern erzählen, nicht nur mit Worten, und vor allem nicht nur den Kindern.

Stabsstelle als Ansprechpartner

Zentraler Ansprechpartner für den Pastoralen Prozess ist die Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ im Erzbischöflichen Ordinariat.

Die Stabsstelle bildet die Schnittstelle zwischen Pfarreien, Gremien, Muttersprachlichen Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens und den Beratungs- und Entscheidungsgremien im Erzbischöflichen Ordinariat.

Sie ist immer ansprechbar, wenn es um Fragen der Entwicklungsphase geht und vermittelt zu Fachstellen im Erzbischöflichen Ordinariat.

Bei ihr sind zentrale Projekte wie das Systemische Fundraising der Pastoralen Räume angesiedelt.



Markus Weber

Das Team der Stabsstelle unter der Leitung von Markus Weber informiert und begleitet gerne auch vor Ort.

Kontakt:
sekretariat.stabsstelle@erzbis-tumberlin.de; 0 30 / 32 68 42 31

Impressum

Sonderausgabe der katholischen Wochenzeitung TAG DES HERRN
Herausgeber: Erzbischof des Erzbistums Berlin / Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“, Leitung: Markus Weber
Redaktion: Alfred Herrmann (vi.S.d.P.)
Titelbild: Alfred Herrmann
Verlag: St. Benno Buch und Zeitschriften Verlagsgesellschaft mbH Leipzig, Geschäftsführer: Michael Birkner, Christiane Völkel
Leserservice / Anzeigen: Maria Körner
Anschrift: Stammerstraße 9-11, 04159 Leipzig
Telefon: 03 41 / 4 67 77 12
E-Mail: tdh@st-benno.de
Internet: www.tag-des-herrn.de
Druck: NOZ Druckzentrum GmbH&Co. KG, Weiße Breite 4,

49084 Osnabrück
Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.
Widerruf und Datenschutz: Wir verarbeiten und nutzen Ihre personengebundenen Daten für die Bestellabwicklung sowie weitere Informationen und Angebote durch uns, erforderliche Dienstleistungen und Unternehmen ausschließlich im Rahmen der Datenschutz-Grundverordnung Art. 6 (1)f. Sie können jederzeit per Post an unsere o.g. Adresse oder per E-Mail (datenschutz@st-benno.de) der Verwendung Ihrer Daten für Werbezwecke widersprechen. Unsere ausführliche Datenschutzerklärung und unsere Lieferbedingungen finden Sie unter www.tag-des-herrn.de

„Wie erfüllen wir den Auftrag Jesu?“

Erzbischof Koch zur Hauptaufgabe eines Pastoralen Raums

26 000 Katholiken, eine Pfarrei – muss das tatsächlich sein? Das fragen sich nicht wenige im Erzbistum. Über Sinn und Perspektive von Pastoralen Räumen sprach Alfred Herrmann mit Erzbischof Heiner Koch.



Erzbischof Koch: „Eine Strukturreform könnten wir uns sparen.“

überlegen, wie wir den Menschen in diesem Raum helfen können, zu leben und den Glauben zu finden. Das ist der Inhalt der neuen Pfarrei

So mancher befürchtet, dass Kirche im Pastoralen Raum die Nähe zu den Menschen verliert ...

Momentan denken immer noch viele, wir entwickeln mit den Pastoralen Räumen nur große Einheiten, die das Leben der kleinen einschränken. Da sage ich nur: Wenn eine größere Einheit nicht in sich viele kleine Gemeinschaften bildet, dann fehlt das Wesentliche, dann geht der Prozess daneben. Die neue Pfarrei ist eine Gemeinschaft von Gemeinschaften. Ich möchte, dass künftig deutlich mehr Gemeinden und Orte kirchlichen Lebens in einer Pfarrei entstehen, viel mehr örtliche und überörtliche Communio. Pulsierendes Leben soll sichtbar werden.

In der neuen Pfarrei soll es eine zentrale Pfarrkirche geben, die auch das Patrozinium bestimmt. Also doch Zentralisierung?

Die Pfarrkirche als Ort Christi, an dem die Gläubigen aus allen Gemeinden zusammenkommen, ist mir wichtig, wie auch ein gemeinsamer Name, weil sie zeigt: „Wir gehören zusammen“. Wenn die Pfarrkirche jedoch genutzt wird, um andere kleinzumachen, um nur noch dort die Hauptgottesdienste zu feiern oder gar als Grund, Kirchen zu schließen, wäre das völlig abstrus. Es geht um das Gefühl: „Wir haben ein gemeinsames Zentrum“ – und das ist nicht ein Gremium oder ein Zentralbüro, sondern eine Kirche. Das ist ein großes Glaubenszeugnis und etwas anderes als Zentralisierung.

Haben Sie in letzter Zeit etwas von dem erlebt, was Sie von „Wo Glauben Raum gewinnt“ erhoffen?

Beim Gottesdienst der Familienfreizeit jetzt im August in Zinnowitz kam bei der Kommunion ein junges Paar mit zwei kleinen Kindern auf mich zu. Ich wollte den Eltern gerade die Kommunion geben, da sagte das Paar: „Wir sind alle vier ungetauft – haben Sie dennoch einen Segen für uns?“ Diese Familie war nur da, weil sie von Freunden zur Freizeit eingeladen wurde, nicht um gläubig zu werden, sondern um dabei zu sein. Aber in den 14 Tagen haben sie bereits etwas gespürt. Das bewegt mich sehr. Das wäre nicht zustande gekommen, hätte niemand daran gedacht, auch sie anzusprechen.

Wie beurteilen Sie den Stand des Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“?

Wir sind auf einem wirklich guten Weg, der von vielen Ehren- wie Hauptamtlichen mit großem Interesse gegangen wird. Gleichzeitig spüre ich in den vielen Gesprächen mit den Menschen vor Ort, dass der Fusionsprozess von vor gut zehn Jahren, als das Erzbistum sparen musste, eine fast traumatische Belastung darstellt. Das macht kreatives, zukunftsorientiertes Denken schwer. Wir müssen daher noch viel mehr verständlich machen, worum es bei diesem Weg eigentlich geht.

Und worum geht es aus Ihrer Sicht bei diesem Weg?

Wir machen den Pastoralen Prozess nicht, um Gemeinden zusammenzuschließen und so Personal und Geld einzusparen, sondern um Antworten auf die Frage zu finden: Wie erfüllen wir als Kirche heute den Auftrag Jesu: „Macht diese Menschen zu meinen Jüngern“? Wie machen wir der Gesellschaft bewusst: Jesus Christus ist da? Das ist unsere Hauptaufgabe.

Wie hilft da ein Pastoraler Raum?

Die traditionellen Wege der Weitergabe des Evangeliums an die Menschen greifen nicht mehr. Wir müssen neue Wege gehen. Die Kirche ist in ihrer ganzen Breite gefragt, Gemeinden, Orden, Verbände, Beratungsstellen, Krankenhäuser, Schulen. Wir haben uns mit unseren unterschiedlichen Talenten und Begabungen gemeinsam diesem Auftrag zu stellen. Kirche ist Gemeinschaft. Kirche ist Communio. Es braucht den Esprit, die Kreativität, die Dynamik, die Phantasie, das Sich-Ergänzen, das Kritisch-Sehen, das Wach-Sein eines ganzen Pastoralen Raums.

Wo liegen Hindernisse?

Viele von uns zeigen enormen Einsatz, um ihre Gemeinschaft zu erhalten, gleichzeitig überlegen sie zu wenig: Wie gehen wir mit den anderen um, die Tür an Tür mit uns

leben und die wir nicht kennen? Ich lasse mir gerne vorrechnen: Wieviel Prozent des Haushalts gebt ihr für missionarische Tätigkeiten aus und wieviel zum Selbsterhalt? Wieviel personelles Engagement investiert ihr, um das Gemeindeleben zu erhalten, und wieviel, um die Menschen draußen zu erreichen? Ich will damit einen Perspektivwechsel erreichen.

Wo fängt missionarische Gemeinde an?

Jede Beerdigung, jede Trauung, jede Taufe bildet eine Chance, Wenig- oder Nicht-Glaubende anzusprechen. In jedem Kindergarten, jedem Krankenhaus kommt es zu zahlreichen Begegnungen mit glaubensfremden Menschen. Liegt mein Fokus darauf, sie anzusprechen? Vor Firmungen wird mir oft gesagt, die Gemeinde kommt heute nicht, weil es sonst zu voll wird. Warum nicht? Die Gaben des Geistes werden in den Firmlingen geweckt und zwar für die Gemeinde. Wäre es da nicht toll, die Gemeinde hieße die vielen Gäste, die oft kaum Kontakt zur Kirche haben, schon an der Tür willkommen?

Wie können Gemeinden den Wandel zu mehr Öffnung schaffen?

Das ist eine Mentalitätssache. Habe ich erstmal unsere Hauptaufgabe „Macht diese Menschen zu meinen Jüngern“ verinnerlicht, kann ich aus dieser neuen Perspektive heraus alles anders machen. Das beginnt

bereits beim Alltäglichen. Gestalte ich den Kirchenraum mit Blumen, mit Kerzen so, dass Besucher spüren, hier leben Leute, denen diese Kirche viel bedeutet? Begleite ich Menschen, die sich auf die Taufe vorbereiten? – Erstaunlich ist, dass es in manchen Gemeinden jedes Osterfest erwachsene Täuflinge gibt und in anderen nie. – Welche Möglichkeiten bietet mir die Erstkommunion – da ist ein Elternteil in der Kirche, das andere ungetauft? Lade ich zu Religiösen Kinderwochen nur die Kinder der Gemeinde ein oder auch die ungetauften aus der Nachbarschaft? Betet eine Gemeinde auch für die, die nicht da sind?

Um den Schalter umzulegen, dabei hilft der Pastorale Prozess?

Ich hoffe! Sonst bleibt der Prozess eine Strukturreform und wir können ihn uns sparen.

Welche Vision haben Sie von den künftigen neuen Pfarreien?

Wir sind als Kirche nicht dazu da, uns in einem Schrebergarten fern der Welt behaglich niederzulassen, sondern wir sind für die Menschen in dieser Welt da. Dass viele um uns herum nichts von Gott und Jesus Christus hören, muss uns eigentlich alle kribbelig machen. Es gilt daher, den gesellschaftlichen Raum, in dem wir leben, wahrzunehmen, und zwar nicht nur jetzt im Prozess, sondern ständig, und dann zu

„Wir brauchen Übergänge“

Tiergarten-Wedding befindet sich bereits im dritten Jahr der Entwicklungsphase

Von Alfred Herrmann

Bald schon gibt es eine neue Pfarrei im Erzbistum Berlin. Zum 1. Januar 2019 wird aus dem Pastoralen Raum Tiergarten-Wedding St. Elisabeth. Damit erreichen die ersten fünf Pfarreien, die mittels der Findungsphase zu einem Pastoralen Raum zusammenfanden, ein Ziel des Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“.

Zum 1. Januar 2017 entstand zwar bereits die neue Pfarrei St. Franziskus aus dem Pastoralen Raum Reinickendorf-Nord. Allerdings entwickelte sich dieser aus einem bestehenden Pastoralverbund. Insgesamt befinden sich zurzeit drei der 34 Pastoralen Räume auf dem dritten Wegabschnitt der Entwicklungsphase und damit auf der Zielgeraden, zehn beschäftigen sich auf dem zweiten mit dem Pastoralen Raum, 15 konzentrieren sich auf dem ersten Abschnitt auf das Kennenlernen ihrer kirchlichen und sozialen Umgebung. Charlottenburg und Charlottenburg-Wilmersdorf starteten soeben in die Entwicklungsphase. Bei sechs Räumen steht dieser Schritt noch aus.

Genau im Zeitplan

Am 2. Oktober 2015 startete Tiergarten-Wedding mit einem feierlichen Pontifikalamt. Mittlerweile befindet er sich im dritten Wegabschnitt der Entwicklungsphase. „Wir sind genau im vorgegebenen Zeitplan für die Entwicklungsphase geblieben“, zeigt sich Dominikanerpater Michael Dillmann zufrieden. Blickt der Leiter des Pastoralen Raumes auf die Gründung der neuen Pfarrei, spricht er

von einem Prozess: „Der 1. Januar ist zunächst einmal nur der juristische Start. Wir werden ganz langsam beginnen, zu laufen. Wir brauchen Übergänge.“ Pater Michael bezeichnet das erste Jahr der neuen Pfarrei daher auch als Gewöhnungsjahr.

Doch so weit vorausdenken will er noch gar nicht. Denn das aktuelle dritte Jahr der Entwicklungsphase bringt seine eigenen Herausforderungen mit sich. Vorreiter im Prozess zu sein, mache es nicht unbedingt leichter, weiß Pater Michael. Zwischen Tiergarten-Wedding und dem Erzbischöflichen Ordinariat müsse vieles erstmalig geklärt werden, was für die kommenden Pastoralen Räume dann feststehe, meint er. Im Mittelpunkt der Arbeit stehe allerdings, das, was im Pastoralen Konzept als Rohbau formuliert worden ist, vor Ort mit Mörtel zu füllen. „Inhaltlich ist vieles im Pastoralen Konzept festgelegt. Wie das vor Ort aussehen soll, müssen wir jetzt konkretisieren.“

Der Pastoralen Raum, der sich aus fünf Pfarreien mit über 26 000 Katholiken in Berlin-Tiergarten, -Wedding und -Moabit gebildet hat, beschloss in seinem Pastoralen Konzept Standortsschwerpunkte an den sechs vorgesehenen Gemeindekirchen. So soll zum Beispiel das Dominikanerkloster als geistliches Zentrum dienen, St. Joseph in der belebten Müllerstraße eine „Offene Kirche mittendrin“ sein und in St. Ansgar im Tiergarten die Ökumene-Arbeit intensiviert werden.

Arbeitete der Pastoralen Ausschuss im ersten und zweiten Jahr mit themenbezogenen Arbeitsgruppen, konzentrieren sich die Entwicklungen nun vor allem auf die Standorte. „Wir haben Ausschüsse gegründet, die vor Ort die Schwerpunkte ausarbeiten“, so Pater Michael. Dabei gehe es um Inhalte, Räumlichkeiten, Personal



Elisabeth von Thüringen: Die künftige Pfarrpatronin in einer Darstellung in St. Joseph in Wedding. Fotos: Alfred Herrmann

und Finanzen.

Gemeinsam mit Christian Sprenger, Leiter der St. Paulus-Schule, Diakon Horst Kaya, unter anderem Jugendseelsorger der Kroatischsprachigen Gemeinde, und Katrin Hofmann, Jugendvertreterin im Pastoralen Ausschuss, gestaltet Sandra Ehm, Lehrerin an der Theresienschule, den Schwerpunkt Kinder- und Jugendpastoral, der in St. Paulus angesiedelt wird. Die 31-Jährige rät zur Besonnenheit. „Natürlich sind viele Aktivitäten denkbar, aber wir konzentrieren uns erstmal auf die Umsetzung von fünf Angeboten.“ Außerdem betont sie, dass ein raumübergreifender Standortsschwerpunkt nicht das Engagement in den Gemeinden ersticken, sondern zusätzliche unterstützende und gemeinschaftsstiftende Angebote mache.

Standortsschwerpunkte gestalten

„Aktive Ministrantenarbeit gibt es in allen Gemeinden. Das soll natürlich auch so bleiben“, nennt Ehm ein Beispiel. Der Kinder- und Jugendstandort St. Paulus könne allerdings die Vermittlung von zentralen Inhalten oder raumübergreifende Ausflüge und Feste verwirklichen. Ähnliches gelte für Kindergottesdienste. Neben einer zentralen Familienmesse am Sonntag sollen künftig in St. Paulus Eltern aus der gesamten neuen Pfarrei unterstützt

werden, Familiengottesdienste vorzubereiten. Für Jugendliche ist mit dem Altenbesuchsdienst „Crossing generations“ ein zentrales Sozialprojekt vorgesehen. Außerdem soll mit der St. Paulus-Grundschule enger kooperiert werden. „Dank Kloster und Schule verfügen wir über ein gutes Raumangebot. Auch der Finanzaufwand hält sich in Grenzen. Was wir allerdings brauchen, ist eine hauptamtliche Kraft sowie mehr Ehrenamtliche“, erklärt Ehm.

Pater Michael richtet noch einmal den Blick auf die Zeit nach dem 1. Januar. Was das Personal betrifft, so werde jeder der sechs geplanten Gemeinden ein pastoraler Mitarbeiter zugeordnet. „Die Menschen brauchen ein Gesicht vor Ort, das sie mit Kirche und Pfarrei identifizieren.“ Für die Finanzausstattung der Standorte und die Immobilien werde der Pastoralen Ausschuss dem Kirchenvorstand der neuen Pfarrei keine Entscheidungen, sondern eine detaillierte Empfehlung mit auf den Weg geben. Und was ist mit dem Namen? „Wir haben uns auf St. Paulus als Pfarrkirche festgelegt und als Namen der neuen Pfarrei St. Elisabeth vorgeschlagen.“ Erzbischof Heiner Koch habe dies bestätigt.

„Wie wir zusammen als Pfarrei ‚funktionieren‘, müssen wir sehen“, resümiert Pater Michael. „Letztlich wird es um unsere Begegnungsfähigkeit sowie um unsere Fähigkeit gehen, von und mit Gott zu sprechen.“



Am 2. Oktober 2015 errichtete Erzbischof Heiner Koch den Pastoralen Raum Tiergarten-Wedding. Ab Januar wird daraus die neue Pfarrei St. Elisabeth.

Suche nach biblischem Leitmotiv

Klausurtag im Pastoralen Raum Königs Wusterhausen-Eichwalde

„Ein neuer Tag beginnt“, stimmt Prälat Stefan Dybowski mit dem Akkordeon an. Im Pfarrsaal von St. Elisabeth hat sich der Pastoralausschuss versammelt, um sich auf die Suche nach einem biblischen Leitmotiv zu machen. Es soll das Pastoralkonzept prägen, mit dem der Pastorale Raum Königs Wusterhausen-Eichwalde in die Zukunft gehen möchte.

St. Elisabeth Königs Wusterhausen und St. Antonius Eichwalde stehen im zweiten Jahr der Entwicklungsphase und bereiten ihr Pastoralkonzept vor. Als „Eckstein“ bezeichnet Pfarrer Alfredo Nava Mediavilla, ein biblisches Leitmotiv, „das uns erleuchtet, welche Vorstellungen wir als Großpfarrei für die Zukunft haben“. Zur Suche wurde die Prozess-Begleitung der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ eingeladen.



Vier zentrale Aspekte

„Wie verwenden wir die Heilige Schrift?“ fragt Dybowski. Mit Blick auf ein Pastoralkonzept gehe es nämlich nicht um Erbauliches, sondern um die Frage: „Was möchten wir mit einem Leitwort aus der Heiligen Schrift machen? Was leitet sich daraus ab?“ Für Dybowski ist das zentral, wenn das Pastoralkonzept dem Leben der Pfarrei dienen soll.

Der Geistliche ist nicht nach Königs Wusterhausen gekommen, um dem Pastoralausschuss das biblische Leitmotiv zu bringen, noch, um es konkret zu entwickeln. Er gibt vielmehr Methoden an die Hand, um selbst aktiv zu werden und rückt vier Aspekte in den Fokus: Identität (Wer sind wir?), Kirchenbild (Wie soll Kirche aussehen?), Perspektiven für die Menschen (Welche Hoffnung bieten wir an?) und Communio (Wie leben wir Beziehung?).

„Wer sind wir eigentlich?“

Um der Eigenwahrnehmung auf den Grund zu gehen, lädt Dybowski zum Bibelwandern ein. Blätter mit Versen aus dem Text über die Berufung der Jünger Philippus und Natanaël (Joh 1, 43-51) liegen im Kreis aus. Schweigend umwandern die Teilnehmer den Tisch, beugen sich über die Blätter und bleiben schließlich bei einem Vers stehen, der ihnen etwas zur gemeindlichen Identität sagt.

Ute Hinzen steht vor dem Vers: „Natanaël fragte Jesus: ‚Woher kennst du mich?‘ Er antwortete ihm:

„Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen.“ „Jesus nimmt Natanaël bereits frühzeitig wahr“, erklärt Hinzen ihre Wahl: „Dieses Aufmerksamsein, dieses Spüren: ‚Wer ist eigentlich das?‘, sollte Teil des Selbstverständnisses einer Gemeinde sein.“

Dybowski lenkt den Blick auf Philippus, wie dieser Natanaël von Jesus erzählt, ihn einlädt, mitzugehen, um selbst zu entscheiden: „Komm und sieh!“, dieser einladende Charakter, diese berühmte offene Tür: „Komm einfach und erlebe selbst, was ich mit Jesus erlebt habe“ – ist das nicht auch eine Perspektive für ein Pastoralkonzept? Einladende Kirche zu sein?“

„Wie soll Kirche künftig aussehen?“

Der zweite Tagesordnungspunkt widmet sich dem Kirchenbild, der Vision, wie künftig Kirche in Königs Wusterhausen-Eichwalde sein soll. „Wenn wir Menschen mit Gott in Berührung bringen wollen, müssen wir uns zunächst fragen: Wer ist dieser Gott für mich?“ Im Evangelium treffe der Leser auf verschiedene Gottesbilder: einen menschlichen Gott, der auf dem Boot im Sturm schläft, einen zornigen, der die Händler aus dem Tempel treibt, einen heilenden, der den blinden Bettler Bartimäus heilt.

Dybowski verteilt ein Bild von Sie-

ger Köder zu Markus 10, 46-52. „Bartimäus ist ausgegrenzt, sitzt abseits und muss sich durch Rufen Gehör verschaffen. Jesus holt ihn zurück in die Gesellschaft“, beschreibt Jacob Dinter. Detlef Warwas meint: „Für unsere Pfarrei könnten das heißen: Wie können wir eine Vertrauenskultur aufbauen, wo Menschen den Mut haben, mit uns über ihre Probleme zu sprechen?“

Dybowski sieht in Bartimäus’ Blindheit ein Unerlöstsein, erkennt im Rufen die tiefe Sehnsucht, wieder sehen zu können. „Ist unsere Gemeinde ein Ort, wo Sehnsüchte offen angesprochen werden können, wo Raum ist, Fragen zu stellen?“, formuliert er die pastorale Konsequenz.

„Welche Hoffnung bieten wir an?“

Nach dem Mittagessen schickt Dybowski den Pastoralausschuss vor die Tür – zum „Emmaus-Gang“. „Welche Perspektive hat eine Pfarrei den Menschen zu bieten? Welche Hoffnung möchte sie vermitteln?“, lauten die Fragen zum dritten Aspekt. Dazu erhalten die Zweiergruppen ein Bild der Fußwaschung (Joh 13, 1-17).

„Ist sie nur ein Schauspiel an Gründonnerstag oder ein Leitbild für uns heute?“ fragt Dybowski, nachdem alle wieder da sind. „Haben wir eine Botschaft, die Hoffnung gibt?“ Für

Dybowski steckt in der Stelle mehr als der dienende Jesus, die dienende Kirche – „zweifelloso ein geeignetes Leitmotiv für karitative Dienste“.

Dybowski sieht im Fußwaschenden Jesus den emphatischen Gott, der seinem Gegenüber vermittelt: „Du zählst etwas für mich“ und der zu einer Person gewordenen Hoffnung wird. „Wer wirklich groß sein möchte, muss sich klein machen, um den anderen groß werden zu lassen.“ Diese Emphatie könnte biblisches Leitmotiv für die Pfarrei sein.

„Wie leben wir Beziehung?“

Zum vierten Punkt verteilt Dybowski eine Geschichte, die von einer beziehungsstarken Gemeinschaft handelt. Wie Gott Beziehung aufbaue, zeige sich an Weihnachten. Auf die Frage: „Wie kommt Gott in unsere Welt?“ antwortet er mit dem Philipperbrief (2, 5-11): „Er wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen.“ In der Menschwerdung zeige Gott seine Beziehungsstärke. Als Reaktion auf die Konfrontationssucht des Menschen setze Gott auf Einfühlungsvermögen. „Gott wird zum Menschen, der sich ansprechen lässt und Beziehungen aufbaut, so dass sich Menschen mit ihm identifizieren können. Es entsteht Communio“ – auch das ein Leitmotiv für eine neue Pfarrei. (ah)

Ein Leitmotiv aus der Bibel kann die Richtung in einem Pastoralkonzept vorgeben.

Foto: Alfred Herrmann

„Mein, Dein, Unser – Kirchenbild“

Maximilian-Kaller-Kreis in St. Michael Berlin-Mitte stellt sich Frage nach der Kirche der Zukunft

„Was ist Kirche für Sie?“, fragt Christopher Maaß in die Runde und bekommt spontan zur Antwort: „Gemeinschaft“, „Zugehörigkeit“, „Glaubensleben“, „Offenheit nach außen“, „Vorbildwirkung“. Dann schlägt er den Bogen zum Thema des Abends: „Jeder Einzelne hat ein Bild von Kirche. Kennen Sie Ihres? Kennen Sie das Ihrer Nachbarn?“

Der Maximilian-Kaller-Kreis von St. Michael in Berlin-Mitte stellt sich an diesem Abend im Juli dem Thema „Mein, Dein, Unser – Kirchenbild. Wie denken wir Kirche in Zukunft?“. Dazu hat er sich Christopher Maaß von der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ in den Gemeindesaal eingeladen. Maaß hat brandneues Arbeitsmaterial des Dezernats Seelsorge aus dem Erzbischöflichen Ordinariat (EBO) mitgebracht. Das Arbeitsmaterial „Kirchenbilder“ wurde in den vergangenen Monaten unter der Regie von Dezernatsleiterin Uta Raabe entwickelt und steht nun allen Interessierten zur Verfügung. Das Thema trifft ins Herz des Maximilian-Kaller-Kreises, sieht er doch seine Aufgabe darin, im Sinne des einstigen Pfarrers von St. Michael und späteren Bischofs von Ermeland das Laienapostolat zu fördern. Kaller habe von 1917 bis 1926 als Pfarrer die aktive Mitwirkung der Gläubigen an der Sendung der Kirche belebt, berichtet der Leiter des Kreises, Thomas Motter. Er habe auf diese Weise versucht, die Menschen in der damals 17 000 Katholiken zählenden Pfarrei besser zu erreichen. „Über seinen pastoralen Weg schrieb Kaller 1926 sogar ein Buch mit dem Titel: ‚Unser Laienapostolat

in St. Michael Berlin“, so Motter.

Figuren und Eigenschaftskarten

Auf zwei Tischen hat Maaß das neue Material ausgebreitet. Da sind zunächst einmal verschiedene Grundplatten: städtische Straßen und ländliches Grün, eine dreischiffige Basilika und eine kleine Kirche, ein größerer und ein kleinerer Zweckbau. Daneben liegen Figuren in unterschiedlichen Farben, einzeln oder in Gruppen, mit Kind, mit Standarte oder um Tische versammelt, stehend, sitzend oder sogar im Krankenbett liegend. Auch ein Altar und eine Schultafel sind zu finden.

Die flachen, auf Pappe aufgezo-genen Figuren lassen sich aufrecht in die bereitliegenden Holzsockel klemmen. Für die zweite Rille finden sich runde Karten auf dem Tisch. Darauf abgebildet: Brot, Blumen und Gebetbuch, Herz, rotes Kreuz und Kelch, Autos, Kinderwagen und Rollator. Insgesamt 42 Motive. Mit diesen Eigenschaftskarten lassen sich den Figuren und Bauten Eigenschaften zuordnen. Sie machen ein Gebäude zum Krankenhaus, eine Figur zum Kommunionhelfer. Den Möglichkeiten und der Fantasie der Kirchenbildner sind kaum Grenzen gesetzt.

„Als erstes baut jeder sein eigenes Kirchenbild, jeder, wie er sich Kirche vorstellt. Danach tauschen Sie sich bitte in Ihren Gruppen darüber aus“, erteilt Maaß den ersten Arbeitsauftrag. Michael Kalliske sucht sich eine gelbe Figur mit Brustkreuz und legt sie auf den Kirchengrundriss. Dann holt er sich die mintgrüne Personengruppe, zwei Erwachsene und



Kerstin Kilian (links) und Brigitta Motter: Das neue Material hilft, sich mit dem eigenen Kirchenbild auseinanderzusetzen. Fotos: Alfred Herrmann

ein Kind. Schließlich nimmt er sich die Sitzgruppe, die aussieht wie eine Schulklasse mit Lehrer. „Für mich ist wichtig, dass ein Priester vor Ort ist“, erklärt Kalliske sein Kirchenbild, „dass es etwas für Familien gibt, dass Kreise wie wir hier aktiv sind und Arbeitseinsätze machen, dass es Glaubensunterricht in der Gemeinde gibt.“ Norbert Bittroff nimmt derweil die große Gruppe in grün und steckt zwei runde Kärtchen davor, ein Rollator und ein Rollstuhl. „Die Gemeinde darf die Sorge um die Alten und Kranken nicht vergessen“, meint er.

Die gleichen Ergebnisse

„Wenn wir Kirche in Zukunft denken: Was ist uns gemeinsam wichtig, wie soll Kirche künftig sein?“ formuliert Maaß seine zweite Frage. „Was wir brauchen ist mehr Glaubensverkündigung und Glaubensvertiefung“, beginnt Thomas Motter in seiner Gruppe die Diskussion. „Eine zentrale Rolle spielt dabei die Qualität der Sonntagsgottesdienste. Das ist die wichtigste Feier, die muss richtig gut sein.“ Am Ende der Diskussionsrunde steht eine rote Plexiglasflamme auf der Grundrisskarte einer Kirche, dahinter ein Altar, davor zwei runde Eigenschaftskarten, Bibel und Kelch. Um die Kirchenkarte befinden sich sitzende und stehende Figuren.

„Für uns stehen die Eucharistie und die Messe im Mittelpunkt und zwar eine, die als wirkliche Feier erfahrbar ist. Dann braucht es Glaubensverkündigung und -vermittlung, nicht nur für die Kinder, sondern für die ganze Gemeinde. Aus beidem resultiert das Apostolat, nach draußen

zu gehen“, erklärt Motter das Modell.

Die Gruppe am anderen Tisch hat acht städtische Ortskarten ausgelegt. Darüber verteilt Eigenschaftskarten und Figuren, den Grabstein für den Friedhof, die Tafel für den Religionsunterricht, das Krankenbett für den Besuchsdienst. Mittig liegt der Grundriss einer kleinen Kirche, im Zentrum die rote Symbolkarte mit der Flamme. Vorne in der Apsis stehen Pfarrer und Altar, davor Hostie und Buch. Hinten in der Kirche befindet sich ein Tisch umringt von grünen Figuren. An allen drei Ausgängen stehen Gruppen. Vom Hauptportal in die Stadt pilgert eine Prozession mit Standarte, Herzkärtchen und der Flamme des Heiligen Geistes. „Die rote Flamme in der Mitte der Kirche, das ist Jesus Christus, den wir in der Messe spüren, das Feuer in unserer Gemeinschaft“, erklärt Brigitta Motter das Bild. „Die grünen Figuren hinten am Tisch werden befähigt, mit dem Evangelium nach draußen zu gehen.“ Kerstin Kilian beschreibt weiter: „Wir haben alle Ausgänge besetzt, um zu zeigen, dass wir die Kirche offen halten wollen, alle, die bei uns ankommen, willkommen heißen und selbst nach draußen gehen.“

„Interessant ist, dass beide Gruppen auf die gleichen Punkte gekommen sind, im Zentrum die Gemeinschaft in der Eucharistie, von der alles ausgeht“, resümiert Ursula Eichhorst die Ergebnisse. „Einmal zu hören, was die anderen denken, wo es hingehen soll“, gefiel der rüstigen alten Dame. Was sie mitnimmt: „Wichtig ist, dass ein Umdenken beginnt. Und da ist es gut, bei sich selbst anzufangen.“ (ah)



Das Kirchenbildmaterial ermöglicht, einen Blick in die Zukunft zu wagen.

„Wie soll Kirche künftig aussehen?“

Das Team des Dezernates Seelsorge über das neue Arbeitsmaterial zum Thema Kirchenbilder

Über Kirchenbilder ins Gespräch kommen? Das ermöglicht das neue kreative Arbeitsmaterial „Kirchenbilder“, das vom Dezernat Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats entwickelt wurde. Mit Uta Raabe und Christopher Maaß, Bettina Birkner, Christoph Kießig und Carla Böhnstedt vom Dezernat Seelsorge sprach Alfred Herrmann.



Was ist die Grundidee des neuen Materials?

Maaß: Im Bukal-Institut auf den Philippinen haben wir vier schematische Darstellungen von verschiedenen Vorstellungen kennengelernt, wie Kirche aussehen kann. Diese Bilder sind vorgegeben und statisch. Wir haben die Idee aufgegriffen, waren uns aber einig: Wir brauchen etwas Entwicklerisches, um flexibel und frei der Frage nachzugehen: Wie können wir in Zukunft Kirche sein?

Kießig: Jeder trägt ein Bild von Kirche in sich. Das kann ein Volkskirchliches sein mit Pfarrer, Pfarrkirche, in der ich sonntags zur Messe gehe, und Religionsunterricht. Oder eines, wie wir es auf den Philippinen erlebt haben, wo Kirche in Privathäusern und Garagen gelebt wird, in kleinen Gruppen, oft ohne zentrale Pfarrkirche. Geprägt ist dieses persönliche Kirchenbild durch unsere Herkunft. Im Osten aufgewachsen habe ich ein anderes Kirchenbild als jemand, der aus West-Berlin kommt oder aus Süddeutschland oder Münster hergezogen ist. Diese verschiedenen Vorstellungen abzubilden und über sie ins Gespräch zu kommen, das soll das neue Material ermöglichen.

Raabe: Das Material hilft, sich gemeinsam sowohl über die individuellen Kirchenbilder auszutauschen – was ist für dich an Kirche wichtig, was für mich – als auch einen Weg von Kirchenentwicklung zu beschreiben und der Frage nachzugehen: Wie soll Kirche künftig aussehen, in unserem Pastoralen Raum, in unserer neuen Pfarrei?

Und wie kommt man von einem persönlichen Kirchenbild zu einem gemeinschaftlichen?

Böhnstedt: Wir geben kein Kirchenbild vor, an dem sich die Leute abarbeiten müssen, sondern das Material lädt ein und macht Mut, sich damit auseinanderzusetzen, was für das eigene Kirchenbild wichtig ist und wie das mit dem Kirchenbild der anderen in der Gemeinde zusammengeht, wie man die Unterschied-

lichkeiten respektvoll aushalten kann und arbeitsfähig bleibt.

Birkner: Oft genug redet man nur übereinander. Durch das Material hat man die Möglichkeit, miteinander ins Gespräch zu kommen. Und selbst wenn ich mich danach immer noch mit dem Kirchenbild des anderen schwer tue, weiß ich aber besser, worauf seine Vorstellung basiert.

Raabe: Das persönliche Kirchenbild gibt einem Halt, Kontinuität und Sicherheit. Das will ich natürlich bewahren. In einem Veränderungsprozess wie dem unseren stellt sich die Frage, inwieweit man gemeinsam mit anderen eine Vorstellung entwickeln kann, wie Kirche künftig aussehen soll. Denn das eigene Bild, wie Kirche zu sein hat, prägt natürlich den persönlichen Standpunkt in der Diskussion, was bleiben soll oder was sich verändern kann.

Das bietet doch auch reichlich Konfliktpotenzial?

Raabe: Wir sollten keine Angst vor Konflikten haben, sondern vor Konflikten, die nicht früh genug angesprochen werden. Differenzen und Streit sind Grundvoraussetzungen, um einen gemeinsamen Weg zu gestalten. Dabei gilt es, zu verstehen, warum dem anderen diese Form, dieser Inhalt so wichtig ist. Das soll das Motto unseres Materials ausdrücken: das ist deins – das ist meins –

das ist unser Weg.

Inwieweit blockieren feste Kirchenbilder Kirchenentwicklung vor Ort?

Kießig: Vieles ist in Gemeinden bereits so sehr in Stein gemeißelt, dass es zunächst einen Bewusstseinswandel braucht, einen Wandel der Bilder im Kopf. Das kann gelingen, indem wir andere Bilder wahrnehmen und uns dabei beobachten, wie durch sie Bewegung in unsere Bilder kommt.

Maaß: Pfarreien haben oftmals ein festes Gepräge. Sie leben Kirche in einer ganz bestimmten Weise. Wer dazu passt, der kommt, und wer nicht dazu passt, bleibt schlimmstenfalls weg. Wir brauchen Veränderung und Offenheit, damit wir mehr als nur zehn oder zwölf Prozent unserer Mitglieder erreichen. Wir müssen eine Idee davon bekommen, dass die Vielfalt der Menschen, die Kirche sein wollen, viel größer ist, als die, die zu unseren Gottesdiensten und Veranstaltungen kommen.

Raabe: Ja, katholische Christen beantworten auf sehr unterschiedliche Weise die Frage, was heute als Christ unsere Aufgabe in dieser Welt ist. Da gibt es jene, die jeden Sonntag in die Kirche kommen und sich in der Pfarrei engagieren. Das ist aber nur ein Teil der pfarrlichen Realität.

Was heißt das, wenn Gemeinden sich allein auf diesen Teil der pfarrlichen Realität beschränken?

Raabe: Wenn wir sagen: „Das sind die, die „nur“ am Sonntag kommen“, müssen wir aufpassen. Dieses „nur“ ist eine Abwertung, durch die wir unser persönliches Kirchenbild zur Norm erheben. Es gibt dann die, die „nur“ am Sonntag, die „nur“ an Weihnachten, die „nur“ zur Taufe und Trauung kommen. Was fehlt, ist, dass ich im Sinne Jesu sage: „Schön, dass du da bist. Was willst du, dass ich dir tue?“ Meinen wir daher nicht, erst wenn alle meine Norm erfüllen, funktioniert es richtig, sondern lernen wir, die Vielfalt auszuhalten.

Böhnstedt: Diese Vielfalt ist ja keine Bedrohung, sondern ein großer Reichtum. Dadurch gewinnen wir ganz andere Möglichkeiten. Wir erfahren eine Weitung unserer Horizonte.

Wer das Material nutzen möchte – angesprochen sind alle Interessierte, Pastoralausschüsse, Familienkreise, Verbandsgruppen, Pfarrgemeinderäte ... – wendet sich an das Dezernat Seelsorge im Erzbischöflichen Ordinariat. Ein Mitarbeiter des Dezernates begleitet vor Ort. Kontakt: 0 30/32 68 45 22; Christopher.Maass@erzbistum-berlin.de

Das Team des Dezernats Seelsorge unter der Leitung der Dezentin Uta Raabe (rechts) hat das Material entwickelt (von links): Christopher Maaß, Bettina Birkner, Carla Böhnstedt, Christoph Kießig. Foto: Alfred Herrmann

Mit Konzept ans Pastoralkonzept

Seminartag lehrt Methoden zum Sehen, Urteilen, Handeln

„Was ist eigentlich unter einem Pastoralkonzept zu verstehen? Was gehört rein? Und wie setzt man es um?“ Regina Kaczmarek und Hugo Behler aus St. Kamilus wollen wissen, was sie in den kommenden Jahren erwartet. Ihr Pastoraler Raum startet gerade in die Entwicklungsphase. Der Seminartag „Mit Konzept ans Pastoralkonzept“ kommt für die beiden Pfarrgemeinderäte aus Charlottenburg daher gerade recht.

Ehren- und Hauptamtliche aus Vorpommern, Brandenburg und Berlin haben sich im Gemeindezentrum Maria Gnaden im Norden von Reinickendorf eingefunden. Christopher Maaß, Esther Göbel, Gregor Henke und Daniela Charest versprechen Handwerkszeug. Wer konkrete Inhalte erwartet, die ein Pastoralkonzept enthalten muss, wird enttäuscht. Das Team der AG Organisations- und Gemeindeberatung vermittelt vornehmlich Methoden.



Handeln: Esther Göbel gibt im dritten Workshop Methoden an die Hand, die es erleichtern sollen, Ziele zu realisieren.

Foto: Alfred Herrmann

Wie Menschen mit Gott in Berührung bringen?

In einem Pastoralkonzept komme zum Ausdruck, wie Kirche künftig vor Ort wirke, in der Gemeinde, im Pastoralen Raum, in der neuen Pfarrei, erklärt Göbel in ihrer kompakten Einführung zu Beginn. „In Ihrem Pastoralkonzept beschreiben Sie Wege, wie Ihre Pfarrei, wie Sie in Zukunft Menschen mit Gott und dem Evangelium in Berührung bringen wollen.“

Die Pastoralreferentin spricht von Auftrag und Sendung, von Ressourcen und Zielen. Sie rät dazu, das Geplante stets darauf zu überprüfen, ob es tatsächlich gewollt wird, ob die nötigen Ressourcen vorhanden sind und ob es am Ende wirklich sinnvoll ist, das Geplante zu realisieren: „Wollen/Können/Sollen“, titulierte sie diesen Kontroll-Dreischritt. „Dass die Leute miteinander ins Gespräch kommen und sich gemeinsam damit auseinandersetzen, wie die Pastoral

an ihrem Ort, in ihrer Pfarrei gelebt werden soll“, sei wertvoller als jeder wohlformulierte Text, so Göbel.

Markus Papenfuß von der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ rät: „Schreiben Sie keine Bücher. Betrachten Sie das Pastoralkonzept weder als eine Prüfungsarbeit, die durch das Erzbischöfliche Ordinariat bewertet wird, noch als etwas, das in Stein gemeißelt und auf ewig unveränderbar ist.“ Er betont: „Es bleibt Ihr Pastoralkonzept, in dem Sie festhalten, wohin Sie in den nächsten Jahren wollen.“

Drei Werkstätten zu den drei Etappen

In drei Werkstätten befassen sich die Teilnehmer mit den drei Etappen auf dem Weg zum Pastoralkonzept „Sehen, Urteilen, Handeln“. In der

ersten spricht Gregor Henke über das Sehen und Kennenlernen, was entspannt angegangen werden sollte: „Wer sich auf das Sehen konzentriert, darf Urteilen und Handeln getrost erstmal ausklammern.“

Der Blick des Sehenden soll sich zum einen auf den kirchlichen Raum richten. „Was macht die Pfarrei alles und wer macht mit? Wo liegen die Stärken, wo gibt es Nachholbedarf?“ Zum anderen auf den Sozialraum: „Wer lebt hier und was bewegt die Menschen? Welche Chancen und welche Nöte fallen auf?“ Henke unterstreicht die nötige offene Einstellung: „Es geht beim Sehen nicht darum, den anderen von dem zu überzeugen, was man selbst sieht, sondern sich zu fragen, was die anderen sehen.“ Zur größten Gefahr erklärt er, nicht neugierig genug zu sein: „Die einen denken: Was soll ich denn sehen, ich kenne doch alles? Die anderen sind überzeugt: Hier gibt es doch gar nichts zu sehen!“

Dann führt er Methoden des Sehens und Neugierigwerdens an, zum Beispiel den 360-Grad-Expertenblick. „Dazu laden Sie sich Vertreter der Wirtschaft, von ökologischen Gruppen, aus Kultur, Religion und Politik sowie Fachleute der sozialen Arbeit ein und hören die jeweiligen Sichtweisen auf Ihren Pastoralen Raum.“

Im zweiten Workshop thematisiert Christopher Maaß das „Urteilen“. Auf das „Sehen“ folge die Frage nach der

Vision: „Wozu ruft uns Jesus Christus durch sein Evangelium an diesem Ort auf?“ Dann die Priorisierung: „Was ist der Auftrag mit Blick auf die Vision?“ und schließlich die Ziele: „Welche Ziele entstehen daraus für die zukünftige Pastoral?“ Dieser Weg sei spirituell zu verstehen, unterstreicht der Sprecher der AG Organisations- und Gemeindeberatung.

Eine Vision für die künftige Pfarrei

In der dritten Werkstatt „Handeln“ präsentiert Esther Göbel Instrumente, mit denen die visionären Ziele umgesetzt werden können. Sie erklärt zum Beispiel das Eisenhower-Prinzip und was sich hinter „smarten“ Zielen verbirgt. Auf einer Stellwand hat sie die Methode der „Ecclesiopreneurship Canvas“ (Planungsmethode, bei der alle relevanten Aspekte eines Gründungsvorhabens in einem Tableau zu sehen sind) angepinnt.

Am Ende des Tages zeigen sich die Teilnehmer zufrieden über die neuen Methoden. „Wenn man nicht immer wieder in der Ursuppe rühren muss“, meint Daniela Charest, „sondern Methoden hat, um sich eine Struktur zu geben, kann man vorankommen“. Solch befreiende Klarheit verspreche man sich auch vom Pastoralkonzept in einer neuen Pfarrei. (ah)

Unterstützung vor Ort

Ein Pastoralkonzept auf den Weg zu bringen, fordert. Unterstützung bietet das Team der AG Organisations- und Gemeindeberatung im Erzbischöflichen Ordinariat.

Organisations- und Gemeindeberatung auf Wunsch in die Pastoralen Räume und begleitet direkt vor Ort die Pastoralausschüsse und Gremien bei der Entwicklung des Pastoralkonzeptes.

Kontakt: Christopher.Maass@erzbistumberlin.de; 0 30 / 32 68 45 22

Unter dem Motto „Mit Konzept ans Pastoralkonzept“ kommt die AG

„Entscheidend ist unser Handeln“

Bewahrung der Schöpfung - ein Thema im Pastoralen Prozess?

Die Testphase verlief gut. Für zwölf Monate stellte die Pfarrei „Zu den heiligen Zwölf Aposteln“ in Berlin-Schlachtensee dem Carsharer „Greenwheels“ einen Parkplatz für ein Fahrzeug zur Verfügung. Mittlerweile stehen zwei Autos vor der Kirchentür.

„Sogar Papst Franziskus ruft uns in Laudato Si‘ auf, ein Fahrzeug mit mehreren zu teilen“, weiß Peter Voswinckel die Initiative seiner Pfarrei im Nachhaltigkeitsdenken des Kirchenoberhauptes verankert. Der 66-Jährige brachte die Idee im Pfarrgemeinderat ein. „In den meisten Autos sitzt doch eh nur eine Person. Und oft fahren sie nur kurze Strecken. Da kann man sich auch ein Fahrzeug teilen.“ Wer weniger als 15 000 Kilometer im Jahr fahre, komme mit Carsharing billiger weg.

Voswinckel ist überzeugt: Kirche sollte in Umweltschutz und Nachhaltigkeit Vorbild sein. „Die Standplätze für Fahrzeuge der Carsharer (Auto-Teiler) sind in Innenstädten rar und teuer“, denkt das Pfarrgemeinderatsmitglied weiter. „Für Kirchengemeinden wäre es da keine große Sache, zu helfen.“ Mit Blick auf das Thema „Bewahrung der Schöpfung“ könnten sich Pastorale Räume eine solche Initiative sogar in ihr Pastorkonzept schreiben. „Bereits mit kleinen Schritten kann im Sinne des christlichen Auftrags, die Schöpfung zu bewahren, viel bewegt werden.“

„Der Pastorale Prozess bietet die

große Chance, die Bewahrung der Schöpfung von Anfang an mitzudenken und in das Handeln der künftigen neuen Pfarreien mit einzubeziehen“, betont Wolfgang Plehn. „Auf diese Weise kann man gemeinsam ein Zeichen setzen.“ Außerdem biete sich das Streben nach mehr Nachhaltigkeit und Umweltschutz als gemeinschaftsstiftendes Thema für einen Pastoralen Raum an, so Plehn. „Bewahrung der Schöpfung müsste nicht nur, sondern es muss ein Thema im Pastorkonzept sein.“

Thema im Pastoralen Prozess

Plehn arbeitet im Bundesumweltamt und leitet in seiner Freizeit den Sachausschuss „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ des Diözesanrates. In Pfarreien sei die Bewahrung der Schöpfung leider oft ein Thema, das hinten runter fällt, weiß er. „Es hat nicht die Bedeutung, die es eigentlich haben sollte und das nicht erst nach der Papstzyklika Laudato Si‘“, kritisiert Plehn mangelnden Tatendrang.

Auf dem Papier ist das Erzbistum bereits seit 2010 wesentlich weiter. Damals verabschiedeten Diözesanrat und Erzbistum den gemeinsam erarbeiteten Klimaschutzplan „Schöpfung bewahren - jetzt handeln und Energie sparen“. Dieser formuliert vollmundig das Ziel: „In Verantwortung für die Schöpfung und als Beitrag zur globalen und intergenerationellen Gerechtigkeit

strebt das Erzbistum mit seinen Kirchengemeinden und Einrichtungen eine deutliche Verringerung der Treibhausgasemissionen bis 2020 an, deren Umfang sich an den Einsparungszielen der Bundesregierung orientiert“, spricht: eine Reduzierung der Treibhausgase um 40 Prozent bis 2020 gegenüber 1990.

Hilfen für Bau und Beschaffung

In diesem Sinne bieten Erzbistum und Diözesanrat den Pfarreien einige Hilfen an. In einer gemeinsamen „AG Bewahrung der Schöpfung“ gehen Plehn sowie Carola Schwenk (Leitung der Abteilung Bau- und Gebäudemanagement im Erzbischöflichen Ordinariat) und Katharina Brumbauer (Leitung der Abteilung Allgemeine Dienste) Fragen von Nachhaltigkeit und Umweltschutz nach. Sie veröffentlichten 2016 mit „Die Schöpfung bewahren“ eine „Handlungsempfehlung für eine ökofaire Beschaffung und nachhaltige Gebäudenutzung in den Kirchengemeinden im Erzbistum Berlin“. Diese bietet Pfarreien einen Leitfaden zu Fair Trade und Müllvermeidung, Energieeffizienz und Energiesparen. Eine Bandbreite, die alle Bereiche des täglichen Lebens betrifft, verdeutlicht Plehn: „Das fängt bei der Frage an: welches Papier im Pfarrbüro verwendet und welcher Kaffee gekocht wird und geht bis hin zu: Was mache ich mit dem Regenwasser oder wie kann ich energetisch sanieren?“

Was die Energieeffizienz kirchlicher Immobilien betrifft, organisiert die AG alle zwei Jahre die Info-Tagung „Energieeinsparung in Kirchengemeinden“. Von Kirchenvorständen rege besucht, entwickle sich daraus vor Ort allerdings zu wenig, meint Schwenk. „Das Erzbistum stellt jedes Jahr 50 000 Euro in den Haushalt ein, um energetische Analysen in den Pfarreien durchzuführen“, erklärt sie. Das Geld werde aber kaum abgerufen. „Dabei verschicken die Gemeinden die Möglichkeit kurzfristiger Maßnahmen, die sich finanziell schnell amortisieren.“

Es sei in den letzten Jahren nicht gelungen, meinen Schwenk und Plehn, eine Kultur der Energieverbrauchskontrolle zu etablieren. Dabei gehe es nicht allein um christliche Ideale, sondern auch um Wirtschaftlichkeit, unterstreicht Plehn die ökonomische Dimension. „Wir werden künftig sicherlich keine massiv sinkende Energiepreise erleben. Darauf müssen sich auch Pfarreien einstellen.“

Siegel „Faire Gemeinde“

Einen weiteren Aspekt bildet der ökofaire Einkauf von Gebrauchsgegenständen und alltäglichen Konsumgütern. „Wir stehen mit den Verwaltungsleitern und Kirchenvorständen im Austausch“, erklärt Brumbauer, „um sie über mögliche Energie-, Möbel- oder Papierrahmenverträge zu informieren.“ Über gemeinsame Anschaffungen lasse sich einfacher auf nachhaltige Produkte umstellen, ohne die Gemeinden über Gebühr finanziell zu belasten.

Plehn beklagt, dass ein verantwortlicher Referent im Erzbischöflichen Ordinariat für Klimaschutz, Umwelt und Nachhaltigkeit fehle und damit ein direkter Ansprechpartner für Pfarreien und Institutionen in Sachen Bewahrung der Schöpfung. Er verweist auf andere Bistümer und auf die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), die eigene Klimaschutzmanager beschäftigt.

Die EKBO habe zudem das Siegel „Faire Gemeinde“ für Kirchengemeinden entwickelt, die sich um Klimaschutz, fairen Handel und die Bewahrung der Schöpfung bemühen. „Vielleicht können wir im Rahmen des Ökumenischen Rats Berlin-Brandenburg diese Zertifizierung auch katholischen Pfarreien im Erzbistum anbieten“, hofft Plehn. „Entscheidend ist ja am Ende, wie Christsein gelebt wird. Entscheidend ist unser Handeln!“ (ah)



„Entscheidend ist unser Handeln“ - Bewahrung der Schöpfung muss Thema im Pastorkonzept sein, meint Plehn.

Für Nähe und Weite

In einer neuen Pfarrei gibt es künftig Gemeinderäte und einen Pfarreirat

Mit Tiergarten-Wedding schickt sich ein Pastoraler Raum an, zum 1. Januar eine neue Pfarrei zu werden. Was das für bestehende und künftige Pfarreigremien bedeutet, wurde nun geklärt.

Auf seiner Frühjahrsvollversammlung in Potsdam-Babelsberg befasste sich der Diözesanrat mit der Frage nach der Gremienstruktur der neuen Pfarreien. Er verabschiedete eine neue Satzung und Wahlordnung für die Gemeinderäte und Pfarreiräte im Erzbistum Berlin. Erzbischof Heiner Koch setzte sie zum 1. Juli in Kraft.

Die Präambel der neuen Satzung verweist darauf, dass die Beteiligung von Laien an der Basis, sprich in der Gemeinde vor Ort, beginnt und sich dort legitimieren muss: „Aus dem Grundsatz der Subsidiarität heraus soll das Engagement der Laien und deren Mitwirkung an der Pastoral auch in der neuen Pfarrei dort seine Legitimation finden, wo die Kirche den Menschen am nächsten ist, nämlich in den Gemeinden, die im Ergebnis des Prozesses eine Pfarrei bilden. Hier finden sich gewachsene Bindungen und Beziehungen, hier ist Kirche sicht- und erlebbar.“ Als wesentliche Aufgabe der Pfarrei nennt die Satzung: „für die *Communio* zwischen den Gemeinden und den Orten kirchlichen Lebens zu sorgen.“

Gemeinderäte und Pfarreirat

Die Gremienstruktur einer neuen Pfarrei orientiert sich an ihrer neuen Gestalt. Eine neue Pfarrei besteht aus mehreren Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens. Sie zeigt sich als Einheit in Vielfalt. Sie hat mit den Gemeinden Orte gelebter pastoraler Nähe und mit der Gesamtpfarrei ein

Zukunft der Dekanate

Die Dekanate, bislang mittlere Struktur zwischen Pfarreien und Erzbistum, stehen vor der Auflösung.

Aus 105 Pfarreien werden im Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ 35 neue Pfarreien mit Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens, mit eigenen Pfarrei- sowie Gemeindegremien. „Geplant ist deshalb, die Struktur der Dekanate mit ihren Gremien 2020 aufzulösen“, erklärt Markus Weber, Leiter der Stabsstelle. Eine künftige Zusammenarbeit der neuen Pfarreien solle das allerdings nicht ausschließen, so Weber, sie werde jedoch nicht am Schreibtisch festgelegt, sondern müsse wachsen.



Das Leben in der Gemeinde vor Ort bildet die Basis. Daher gibt es in einer neuen Pfarrei Gemeinderäte.

Dach, das die Pastoral im Ganzen, in der Weite im Blick hat.

Daher könne es künftig für die Mitwirkung an der Pastoral in den Gemeinden sogenannte Gemeinderäte geben, schreibt die Satzung fest. Die Mitglieder eines solchen Gemeinderats werden von der Gemeinde gewählt, einige werden hinein entsandt, zum Beispiel ein Mitglied des Kirchenvorstands oder Vertreter der Orte kirchlichen Lebens oder ein Jugendvertreter. Da sich die Gemeinde in einer neuen Pfarrei nicht mehr territorial definiert, wählt ein Pfarreimitglied den Gemeinderat „nach eigener Entscheidung“, das heißt dort, „wo sich die wahlberechtigte Person zugehörig fühlt beziehungsweise wo sie sich engagiert“.

Über die Aufgabe des Gemein-

rates heißt es in der neuen Satzung: „Der Gemeinderat dient dem Aufbau und der Erhaltung einer lebendigen Gemeinde. Er trägt zur Verwirklichung des Heils- und Weltauftrags der Kirche in der Pfarrei bei. Aufgabe des Gemeinderates ist es, in allen Fragen, die die Gemeinde betreffen, [...] zu beraten oder zu beschließen, mitzugestalten.“ Ein Gemeinderat entsendet zwei seiner Mitglieder in den Pfarreirat. Geleitet wird er von einem dreiköpfigen Sprecherteam.

Für die Mitwirkung an der Pastoral der Gesamtpfarrei gibt es künftig einen Pfarreirat. Zum einen werden einige Mitglieder von den Wahlberechtigten der gesamten Pfarrei gewählt. Zum anderen kommen in gleicher Zahl Entsandte der Gemeinderäte hinzu. Selbstverständlich

gehört der Pfarrer dem Pfarreirat an sowie berufene Mitglieder zum Beispiel der Muttersprachlichen Gemeinden, der Orte kirchlichen Lebens oder der Verwaltungsleiter.

„Der Pfarreirat dient dem Aufbau und der Erhaltung einer lebendigen Pfarrei.“ Er sei „für die Koordinierung der gesamten Pastoral und des Informationsaustausches innerhalb der Pfarrei zuständig“. Zugleich sei es seine Aufgabe, „neue Orte gelebten Glaubens zu entdecken und deren Entwicklung zu fördern“. Geleitet wird er durch ein dreiköpfiges Sprecherteam, das aus Pfarrer und zwei Pfarreiratsmitgliedern besteht.

Ein Kirchenvorstand für die gesamte Pfarrei

Gemeinderäte wie auch Pfarreirat werden im Vorfeld der Errichtung einer neuen Pfarrei gewählt. Beim Kirchenvorstand verhält sich das anders. Ganz im Sinne des Kirchenrechts wird es künftig in jeder neuen Pfarrei nur einen Kirchenvorstand geben. Um Kontinuität zu wahren, werden die Kirchenvorstände der alten Pfarreien Vertreter in den Gründungskirchenvorstand der neuen Pfarrei entsenden. Sie bleiben für eine Wahlperiode im Amt. Der dann zu bestimmende Kirchenvorstand wird von der gesamten Pfarrei gewählt. (ah)

Alle Dokumente sind im Internet verfügbar:
www.WoGlaubenRaumgewinnt.de

Patrozinium: Wie heißt die neue Pfarrei?

Auch in zwei weiteren wichtigen Fragen entschied Erzbischof Heiner Koch in den letzten Wochen.

Im Dokument „Orte kirchlichen Lebens, Gemeinden, Pfarrkirche und Patronat der Neuen Pfarrei“ wird festgelegt, dass ein Pastoraler Raum vor Gründung der neuen Pfarrei eine gemeinsame Pfarrkirche bestimmen muss. Als Kriterien werden die Bestimmungen des Kirchenrechts genannt, das am Ort der Pfarrkirche eine geeignete Wohnung für den Pfarrer sowie geeignete Räume für ein zentrales Pfarrbüro verlangt. Weitere Kriterien wurden aufgrund der regionalen

Verschiedenheiten der Pastoralen Räume nicht vorgegeben.

Zudem empfiehlt Erzbischof Koch, der neuen Pfarrei den Namen der Pfarrkirche zu geben. Allerdings räumt er ein, dass es durchaus pastorale Gesichtspunkte geben kann, wie zum Beispiel eine größere inspirierende Kraft oder ein Bezug zur Geschichte des Pastoralen Raums, die ein anderes Patrozinium für die neue Pfarrei sinnvoll machen. Ein solches müsse dann im Dialog mit dem Erzbischof vergeben werden. Zudem sei darauf zu achten, dass innerhalb des Erzbistums ein Patrozinium möglichst nur einmal vergeben wird.

Suche nach Weg für die Zukunft

Das BDKJ-Verbandsmobil besucht die katholische Jugend in Spandau-Nord/Falkensee

Von Lukas Brömmling

„Wo Glauben Raum gewinnt“ geht im Pastoralen Raum Berlin-Spandau-Nord/Falkensee in die nächste Phase. Nachdem der Pastorale Raum am 5. März 2018 eröffnet wurde, macht sich die Gemeinde „Maria, Hilfe der Christen“ gemeinsam mit den Gemeinden St. Josef, St. Konrad in Falkensee und St. Johannes der Täufer in Dallgow-Döberitz auf den Weg – ein großer Schritt, der auch an der Pfarrjugend nicht spurlos vorübergeht.

Bislang ist unsere Pfarrjugend Mitglied im BDKJ-Dekanatsverband Spandau und damit Mitglied im Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ). Obwohl sich die

Dekanatsstrukturen im Erzbistum auflösen, möchten wir auch weiterhin Mitglied im BDKJ sein, dort partizipieren und so aktiv die kirchliche Jugendarbeit in unserem Erzbistum mitgestalten. Aus diesem Grund haben wir das Verbandsmobil in unsere Jugendgruppe eingeladen.

Das Verbandsmobil wurde im Rahmen des Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“ vom BDKJ als Beratungsangebot für Jugendgruppen initiiert. Bei seinem Besuch kommen Vertreter des BDKJ mit jungen Verantwortungsträgern ins Gespräch. Dabei geht es darum, wie sich die Jugendgruppe ihre Zukunft im neuen Pastoralen Raum vorstellt. So besuchten uns Ende Mai Gregor Podschun (BDKJ-Diözeanvorsitzender) und Maria Klamet (BDKJ-Referentin für das Land Brandenburg) mit dem Verbandsmobil in Spandau.

In der Vorbereitung erstellten wir anhand von vorgegebenen Fragen einen Steckbrief unserer Jugendgruppe. Dabei wurde uns deutlich: Wir sind in „Maria, Hilfe der Christen“ ein durchmischter Haufen Jugendlicher, der gerne Fahrten, Veranstaltungen oder andere kleine Events gemeinsam organisiert und dabei viel Spaß hat. Bei uns kommen und gehen Jugendliche, manche sind bei jeder Aktion dabei, andere haben eher wenig Zeit, manche studieren in einer anderen Stadt oder machen gerade ein Auslandsjahr. Derzeit können wir knapp 30 junge Menschen zu unserer aktiven Jugend zählen. Ein regelmäßiger Treffpunkt ist einmal im Monat der „Spaß am Freitag“.

Der Besuch des Verbandsmobils startete mit einem geistlichen Impuls. Anschließend standen wir als Pfarrjugend im Fokus und stellten

uns und unseren Steckbrief vor. Hauptbestandteil des Besuchs bildete ein interaktives Monopoly der katholischen Jugendverbandsarbeit. Anhand dieses Spiels lernten wir als Gruppe die Jugendverbände, die im BDKJ Berlin vertreten sind (wie KJG, DJK oder Pfadfinder) sowie den BDKJ als Dachverband kennen.

Im Anschluss stand die Frage nach unseren Zukunftsplänen. Wie geht es künftig weiter? Möchten wir uns einem bestehenden Jugendverband anschließen, einen neuen Verband mitgründen oder gar nicht mehr im BDKJ vertreten sein? Nach intensivem Abwägen sprach uns besonders das Konzept eines „Sammelverbandes“ an. Hierbei könnten wir als Jugendgruppe – gemeinsam mit Jugendgruppen aus anderen Pastoralen Räumen – Teil eines neuen Verbandes und hierdurch Mitglied im BDKJ werden.

Festhalten können wir, dass wir durch den Besuch des Verbandsmobils viele wertvolle Denkanstöße und Ideen erhalten haben und jederzeit Unterstützung durch den BDKJ erfahren werden. Dafür sind wir dankbar und blicken sehr zuversichtlich auf die kommenden Entwicklungen im Pastoralen Prozess.

Das BDKJ-Verbandsmobil kommt in die Gemeinden und Gruppen. Während des dreistündigen Besuchs sollen die Jugendlichen darüber ins Gespräch kommen, wie sie sich ihre Zukunft im neuen Pastoralen Raum vorstellen. Das Verbandsmobil liefert keine Antworten, sondern lädt zum Nachdenken ein und bietet die Möglichkeit, die verbandliche Jugendarbeit kennenzulernen. Anmeldung: 0 30 / 75 69 03 78; verbandsmobil@bdkj-berlin.de



Das BDKJ-Verbandsmobil zu Besuch in „Maria, Hilfe der Christen“ in Spandau.

Foto: Sophia Wagner

Fortbildung: Kultursensible Katechese – wie geht das?

Von Hermann Fränkert-Fechter

In einer Kleingruppe sitzen wir zusammen: unsere Referentin Uta-Maria Königer, eine Schwäbin, leitet in Zürich die Fachstelle für Interkulturelle Katechese. Brendaline, Mutter von zwei Kindern, stammt aus Kamerun. Neben ihr, Sebastian aus Nigeria, der in Russland studiert hat und in Deutschland arbeitet und Gisèle, eine junge Frau aus Ruanda. Oder Stefanie aus Berlin mit Auslandserfahrungen in Indien. Und schließlich ich, ein Westfale, der seit 1983 in Berlin lebt.

Das Thema unserer Runde: Wie können wir kultursensible Kompetenzen für die Katechese in den Gemeinden und Pastoralen Räumen erwerben? Sehr schnell erfahren wir von unserer Referentin, dass eine Interkulturelle Katechese weder eine neue Lernmethode ist noch neues Lernmaterial benötigt. Sie sei eine innere Haltung.

„Katechese. Weiter. Denken.“ laute der Titel der zweitägigen Fortbildung zur Interkulturellen Katechese. Rund ein Drittel der Katholiken im Erzbistum Berlin haben einen Migrationshintergrund und damit eine

andere Muttersprache als Deutsch. Kultursensible Kompetenzen bleiben daher eine Herausforderung, wenn wir Kirche für alle sein wollen. Neben der „Glaubenskommunikation unter Katecheten“ werden in den Arbeitsgruppen Hi-Touch-Pastoral, bilinguale Liturgien, Familienkatechese und Faith Formation, zweisprachige RKW und weltweite Konzepte in der Firmvorbereitung besprochen.

In unserer Arbeitsgruppe entwickeln wir Elemente einer kultursensiblen Katechese: Katechetisches Lernen muss im Respekt vor den Erfahrungen des anderen geschehen, im

Interesse für die unterschiedlichen Lebenswege und -erfahrungen. Daraus folgt ein Lernen auf Augenhöhe. Interkulturelle Katechese versucht, zentrale Inhalte des christlichen Glaubens als gemeinsames Gut unterschiedlicher Kulturen zur Sprache zu bringen. Kleine Zeichen der liturgischen Gastfreundschaft haben oft große Wirkung: Kreuzzeichen und Vaterunser, Begrüßung und Segen.

Unsere Referentin gibt uns mit auf den Weg: „Jeder braucht die Beheimatung in der eigenen Kultur, aber wir suchen auch die Berührung mit dem anderen.“

Das Lernen geht weiter

Resümee zum Abschluss der Nikodemusgespräche

Hämmernde Gedanken und bohrende Fragen gab es auch am letzten Abend der Nikodemus-Gesprächsreihe, die von den Veranstaltern als „geistliche Denkwerkstatt“ ins Leben gerufen wurde. Zu einem Resümee hatten Diözesanrat, Katholische Akademie, Canisius-Kolleg und Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ im Juni in die Gedenkkirche Maria Regina Martyrum eingeladen, wo seit April 2016 sechs Gesprächsabende stattfanden, um gemeinsam über die Zukunft der Kirche nachzudenken.

„Alle Augen warten auf dich, Herr“, stimmte Jesuitenpater Tobias Zimmermann an und lud anschließend dazu ein, „unter dem Auge Gottes“ Resümee zu halten. Als geistlichen Impuls las er den offenen Brief vor, den er mit Joachim Hake, Christopher Maaß und Bernd Streich an Erzbischof Heiner Koch verfasst hat. Das Schreiben sei „in einem Ringen der Mitstreiter“ entstanden, in Worte zu fassen, welche zentralen Impulse sich aus den Abenden ergeben hätten. Das Publikum bat er, „ihn ein Stück zu verkosten und darüber nachzudenken, was Sie bewegt, was Ihnen fehlt“.

„Traurigkeit des Abschieds anerkennen“

Grundsätzlich hätten die vielen Gespräche gezeigt, heißt es im Brief, dass der Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ nur einen positiven Verlauf haben könne, „wenn er wirklich ein geistlicher Prozess ist und an jenen Tiefschichten ansetzt, die ihn verhindern oder ermöglichen“. Viele Menschen fühlten sich auf die Umbruchsituation geistlich nicht vorbereitet, weshalb die Schreiber appellieren, die „Traurigkeiten des Abschieds anzuerkennen und den Versuchungen der Depression zu widerstehen“. Sie wünschen sich Orte, an denen die Menschen gemeinsam ihre Traurigkeiten und Zukunftsängste bedenken und in „neue Freude des Aufbruchs“ wandeln können.

Weiter wünschen sie sich, die „Abgehängten“ und „Verwundeten“ ernst zu nehmen und ihnen nachzugehen. Die Verfasser sind überzeugt: „Dass ‚Wo Glauben Raum gewinnt‘ ein geistlicher Prozess ist, entscheidet sich vor allem am Umgang mit jenen, die von der Kirche enttäuscht und verwundet wurden.“

Letztlich brauche es einen „neuen,

nüchternen und geduldigen Realismus“, schreiben die Initiatoren im letzten Abschnitt. Es komme darauf an, mitten in der Welt neu von Jesus Christus sprechen und erzählen zu können. Dafür regen sie „Elementarschulen“ an, in denen „glaubende und nichtglaubende Gottsucher das Erzählen und das Beten lernen“.

„Wo wird Hoffnung erfahrbar im Nahbereich?“

Diözesanratsvorsitzender Bernd Streich zitierte nach dem Impuls aus der Bibel: „Am Anfang war das Wort“ und erinnerte, dass auch zu Beginn des Prozesses ein Wort stand: das Hirtenwort des damaligen Berliner Erzbischofs Kardinal Rainer Maria Woelki. Dieser betonte, dass der Prozess nur gut werden könne, wenn es wirklich ein geistlicher sei. „Mit den Nikodemus-Gesprächen wollten wir das unterstützen“, erklärte Streich die Ursprungsidee. Heute frage er sich: „Sind wir vorwärts gekommen?“ Seine Erfahrungen seien sehr nüchtern: Er fühle sehr viel Organisatorisches und Strukturelles.

Christopher Maaß von der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ resümierte in Form eines Gedichts von Hilde Domin: „Nicht müde werden, sondern dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten.“ So ähnlich habe er die Nikodemus-Gespäche erlebt. Er hob die Bedeutung von Übersetzungsarbeit hervor. Genauso wichtig sei es, eine neue

Sprachfähigkeit des Glaubens sowie Form der Kommunikation und Beteiligung zu finden.

Akademie-Direktor Joachim Hake erklärte, er sei ein Freund der „Elementarschulen“. Diese sollten nach seiner Ansicht Grundschulen sein, in dem Sinne, dass sie keine Angst hätten, vor dem Abgrund, den dunklen Seiten des Glaubens. Außerdem verstehe er sie als Schulen für Anfänger, in denen gelernt werde, wie man etwas miteinander anfängt. Weiter führte Hake aus, dass er sich dafür Lehrer wünsche, die selbst lernen wollten. Und letztlich sprach er sich für Schulen des Elementaren aus, „im Sinne der einfachen Lehre – Caritas, Liturgie, Verkündigung“. Hake ist überzeugt: „Wir brauchen Orte der Wiederholung und des Übens.“

„Wir müssen lernen, in die Tiefe zu gehen.“

Pater Zimmermann zeigte sich „zutiefst dankbar“ für die Nikodemus-Gespäche, auch wenn sie ihn teilweise verärgert und aufgewühlt hätten. Vor allem die Momente, in denen echte Emotionen auftauchten, hätten ihn berührt. Auch das Aushalten von Sprachlosigkeit gehöre dazu. Seine Erkenntnis: „Es gibt nicht mehr die eine Kirche, sondern viele katholische Identitäten. Und es gibt nicht mehr den einen Prozess.“ Den bisherigen Weg nannte er „eine Übung, wie wir ihn weitergehen“. Im Anschluss lud Maaß die Zuhö-

rer zu „Murmeln“, bevor Einzelne das Mikrofon ergreifen konnten. Ein Teilnehmer bedankte sich „für diese Form, die ich im Bistum so noch nicht erlebt habe“. Er sei überzeugt: „Kirche muss demütig werden und eine dienende sein.“ Eine weitere Wortmeldung erinnerte, wie intensiv Kirche in den ersten drei Jahrhunderten gelebt habe, als sie noch nicht im Besitz imposanter Bauten war. Prälat Stefan Dybowski vermisste im Brief „die Freude am Evangelium“. Dem schloss sich eine Teilnehmerin an: „Ich war erstaunt, dass in dem Brief von so viel Traurigkeit die Rede ist“. Sie findet katholischen Glauben in Berlin sehr interessant und nicht so freudlos. Ihre Forderung: Die Stimmen der Frauen hörbarer machen. Auf breites Interesse stieß die Idee der „Elementarschulen“.

Zu akademisch geraten, beklagte ein Teilnehmer aus Wilmersdorf die Abende, die als „Denkwerkstatt“ konzipiert waren. „Werkstatt heißt für mich, sich auch mal auszuprobieren und schmutzig zu machen“, sagte er. Wolfgang Klose zeigte sich enttäuscht, dass die Reihe beendet wurde. „Wir müssen lernen in die Tiefe zu gehen. Und wir müssen lernen, verständlich zu sprechen“, betonte er. „Dafür brauchen wir noch viel Zeit.“

Üben habe auch ein Ende, betonte dagegen Pater Zimmermann zum Abschluss. „Der Ball liegt jetzt bei Ihnen und uns allen“, sagte er. „Wir würden uns freuen, wenn das andernorts weitergeht.“ (cb)



„Alle Augen warten auf dich, Herr“: Pater Tobias Zimmermann vor dem Altar in Maria Regina Martyrum.

Ein Fest des Glaubens

Raumfest im Nordosten Berlins fördert Begegnung und Kennenlernen

Von Marina Dodt

Kaffee, selbstgebackener Kuchen und die liebevolle Bewirtung durch das Raum-Café-Team im eleganten Kaffeehaus-Look sorgen für ein herzliches Willkommen, Kinderspiele und Kinderschminken für fröhliche Stimmung und ein Miteinander der Generationen.

Bei schönstem Sommerwetter feiert der Pastorale Raum im Nordosten Berlins ein großes „Raumfest“ auf dem Gelände von St. Josef in Berlin-Weißensee. Mehr als 700 Gäste aus den vier Pfarreien St. Georg, Heilig Kreuz, Corpus Christi und St. Josef sowie aus der Portugiesisch- wie der Vietnamesischsprachigen Gemeinde machen den Nachmittag zum Fest des Glaubens und Kennenlernens. Zahlreiche Angebote eröffnen neue Räume, wie die Führung durch die Theresienschule, die Orgelbesichtigung, das Raumquiz. Hoch hinaus geht es bei der Turmbesteigung.

Die Stände der fast 20 Orte kirchlichen Lebens informieren über deren Arbeit. Darunter auch die Franziskanerinnen von Münster-Mauritz mit dem Hospizdienst „TAUWERK“. Der Verein und die drei Ordensfrauen, unweit des U-Bahnhofs Vinetastraße zuhause, sind dankbar für den großen Pastoralen Raum. „Wir hatten für unsere Arbeit noch nie so viel Aufmerksamkeit“, freut sich Schwester Hannelore. Auch Schwester Juvenalis betont



Raumfest im Nordosten Berlins.

Foto: Marina Dodt

die neuen Chancen, aber auch die Herausforderungen. „Der Pastorale Prozess befördert, dass wir uns wieder mehr als Kirche fühlen und in jedem einzelnen das Bewusstsein wächst: Ich bin Kirche.“

Am Stammtisch Öffentlichkeitsarbeit stehen Schwester Cornelia und Andreas Meyer. Die Ordensfrau erzählt, dass sie bereits in den 50er Jahren an der Theresienschule

gelernt hat. „Wir müssen offen sein und aufeinander zugehen“, sagt sie mit Blick auf den Pastoralen Raum. Meyer aus Niederschönhausen ist als PGR-Vorsitzender und Mitglied der Steuerungsgruppe aktiv an der Entwicklung und Perspektive der neuen Großpfarre beteiligt. Der im September 2016 errichtete Pastorale Raum im Nordosten Berlins sei mit inzwischen 23 000 Gläubigen einer der

zahlenmäßig größten im Erzbistum. Das Pastoralkonzept, unter anderem mit den Schwerpunkten Jugendpastoral und Ehrenamt, stehe kurz vor dem Abschluss, verrät Meyer. Es werde nach der Sommerpause den beteiligten Gemeinden vorliegen. „Die Kirche am Ort, die Gemeinde, in der wir leben und gemeinsam glauben, wird der Mittelpunkt auch im Pastoralen Raum der Zukunft sein.“

Einsicht in die Notwendigkeit des Prozesses äußert ein Trio um Dietmar Wolter. Ob und wie der Pastorale Raum und die große Pfarrei gelinge, werde die Zukunft zeigen. Das Fest sei ein guter Anfang, doch müsse Gemeinschaft immer wieder neu organisiert werden, sind sich die drei Weißenseer einig. Ein Resümee, das in ähnlicher Weise auch der leitende Pfarrer Bernd Krause teilt: „Ich bin dankbar für die Vielen die mitmachen, die Kirche lebendig werden lassen, auch über Kirchenmauern hinaus“, betont er, „die starre Strukturen aufbrechen, Gott zu den Menschen tragen und zeigen, dass wir nicht ein Exklusivclub sind, sondern Menschen mit Freuden und Problemen wie andere auch, nur dass wir auf Gott vertrauen, der uns begleitet. Das müssen wir den Mitmenschen anbieten!“ Pfarrer Krause meint: „Ich bin dankbar für unser Pastoralteam und die gute Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Wir sind ‚bunte Vögel‘, jeder mit eigenen Tönen, aber daraus kann ein schönes Lied werden, wie wir im Gottesdienst erfahren haben!“

Kirche konkret: der Pastorale Raum Neukölln-Süd feiert ersten Geburtstag

Von Juliane Bittner

„Hört sich gut an“, meint die ältere Dame. Mit anderen zusammen ins Theater gehen, gefällt ihr. Auch, „dass ich abends nicht allein zurück in die Gropiusstadt fahren müsste“. Katholisch sei sie aber nicht, sagt sie mit Blick auf das Motto „katholisch + konkret“. Heike Bernsen vom Seniorenkulturkreis der Pfarrei St. Dominicus lacht: „Müssen Sie nicht, wir fragen nicht nach dem Tauschein.“

Das Leitungsteam des Pastoralen Raums Neukölln-Süd hatte die Idee zu dem Informations- und Begegnungstag. Eingeladen waren alle – Christen wie Nichtchristen, Alteingesessene wie „Zugereiste“. Seit fast anderthalb Jahren sind die drei

Gemeinden an der U7 – St. Dominicus, Bruder Klaus und St. Joseph – im kirchlichen wie sozialen Raum auf Entdeckungstour: Was passiert an den Schulen, in den Senioreneinrichtungen? Wie geht es den Menschen, die hier leben? Was ist ihnen wichtig, was fehlt?

Auf dem „Markt der Möglichkeiten“ im Gemeinschaftshaus am Lipschitzplatz konnten sich die Besucher umschaun, was katholische Kirche im Süden Neuköllns so alles macht. Gabriele Rodewald erzählt am Stand der St.-Marien-Grundschule von den Ehrenamtlichen, die Schülern beim Lesenlernen oder den Hausaufgaben helfen. „Und ich bin vom Brötchendienst“, stellt sich eine Frau vor. Zehn Ehrenamtlerinnen sorgen einmal pro Woche fürs Frühstück. „Weil immer mehr Kinder morgens von den Eltern einen Euro

in die Hand gedrückt bekommen und sich einen Schokoriegel kaufen“, schüttelt sie den Kopf.

Am Stand von St. Joseph duftet es nach Kaffee. „Wie sonntags nach der Messe“, wirbt Maria Kaiser für das Café in der Alten Bücherei. „Nach dem Gottesdienst noch zusammenzubleiben und zu erzählen, ist doch eine schöne Kennlern-Möglichkeit, gerade auch für Neue.“

Inzwischen ist die Bezirksstadträtin für Bildung, Schule, Kultur und Sport, Karin Korte (SPD), zum Interview gekommen. Wie wird die katholische Kirche in Neukölln wahrgenommen, fragt Moderatorin Heike Neubrand. „Eher schwach“, ist die Antwort. „Man kennt und schätzt die sozialen Aktivitäten etwa der Caritas oder der Malteser, bringt sie aber nicht unbedingt mit der Kirche in Verbindung.“ Die Gemeinden wirk-

ten oft als in sich geschlossen, daher ihr Tipp: „Nehmen Sie am öffentlichen Leben teil. Zeigen Sie Selbstbewusstsein, bringen Sie sich ein in den gesellschaftlichen Diskurs.“

Die Pfadfinder, die Caritas-Sozialstation, die kfd-Frauen, das Entwicklunghilfeprojekt, der Krankenbesuchsdienst, die Kita, die Malteser, die Neokatechumenalen, der katholische Vertreter im Neuköllner Bündnis für Demokratie und Respekt – die fünf Stunden reichen kaum, alle Angebote auf dem „Markt der Möglichkeiten“ wahrzunehmen.

Am Ende steigen hunderte hoffnungsgrüne Ballons mit Gebeten und Gedanken in den Neuköllner Himmel auf. Wie mit den Wünschen aus dem Schlusslied der Andacht: „Geht mit der Einsicht, in Frieden zu leben. Geht mit der Aussicht, den Himmel zu erden. Geht mit Gott.“

Caritas im Pastoralen Raum

Aus Modellprojekt „Caritas rund um den Kirchturm“ wird fester Bereich

Ende letzten Jahres lief das Modellprojekt „Caritas rund um den Kirchturm“ aus. Im April ist aus dem auf Zeit angelegten Projekt nun eine feste Anlaufstelle geworden: „Caritas im Pastoralen Raum“. Neue Ansprechpartner sind die Sozialarbeiterin Bernadette Feind-Wahlicht und der bisherige Koordinator für Flüchtlingsarbeit, Michael Haas.

Während des fast dreijährigen Verlaufs von „Caritas rund um den Kirchturm“ kamen der Caritasverband im Erzbistum Berlin und das Erzbischöfliche Ordinariat zu dem Ergebnis, das Modellprojekt in feste Strukturen zu überführen. „Caritas im Pastoralen Raum“ ist in der Zentrale des Diözesancaritasverbandes in der Residenzstraße angesiedelt.

Bernadette Feind-Wahlicht bringt viel Erfahrung aus Caritas und Pfarrpastoral mit. Zuletzt war die 35-Jährige in der stationären Jugendhilfe im Kinder- und Jugendhaus St. Josef der Caritas Familien- und Jugendhilfe tätig. Ehrenamtlich engagierte sie sich lange in der Pastoral, vor allem in der Dekanatsjugend Köpenick



Bernadette Feind-Wahlicht

sowie in der Jugendarbeit auf Bistumsebene. Auch bei „Caritas rund um den Kirchturm“ wirkte Feind-Wahlicht bereits mit. Im Rahmen ihres Master-Studiums an der Katho-



lischen Hochschule für Sozialwesen half sie, das Instrument „Hol die Katze aus dem Sack“ zur Sozialraumorientierung für das Erzbistum anzupassen.

Michael Haas organisierte bislang die Netzwerkkoordination der Flüchtlingsarbeit im Erzbistum Berlin. Diese Aufgabe wurde in den neuen Bereich integriert. Denn das Engagement für und mit Geflüchteten ist ein Thema bei der Begleitung und Vernetzung von Orten kirchlichen Lebens und Gemeinden. Ebenfalls in den Bereich mitintegriert wurde die Koordination der „Caritas Konferenzen Deutschland (CKD), Erzbistum Berlin“.

Zusammenleben von Gemeinden und Caritas-Einrichtungen

Wie die einstige Projektstelle nimmt sich auch „Caritas im Pastoralen Raum“ vor allem der Begleitung und Vernetzung von Orten kirchlichen Lebens und Gemeinden an. „Wir suchen nach Wegen, wie Gemeinden und Caritaseinrichtungen in Pastoralen Räumen weiter zusam-

menwachsen, -leben und zusammen handeln können“, betont Feind-Wahlicht, „wie wir gemeinsam sichtbar gelebte Kirche in der Gesellschaft sein können.“



Michael Haas

Die Arbeitsstelle „Caritas im Pastoralen Raum“ ist für jeden offen, der sich Begleitung im Pastoralen Prozess in Fragen von Vernetzung von Caritas und Pastoral wünscht oder hierzu Ideen einbringen möchte. Das Team kommt in die Pastoralen Räume und bietet unter anderem mit „Hol die Katze aus dem Sack“ einen Weg an, den Blick für Sozialräume zu schärfen.

Kontakt:

Bernadette Feind-Wahlicht: 0 30 / 6 66 33 12 71; B.Feind-Wahlicht@caritas-berlin.de;
Michael Haas: 0 30 / 6 66 33 12 66, M.Haas@caritas-berlin.de

Eine tolle Idee

Mit einer tollen Idee in Sachen Kennenlernen wartet der Pastorale Raum Berlin-Buch – Bernau – Eberswalde auf: er lädt zur Kirchenrallye.

An jedem der elf Gottesdienorte liegen sie aus: die dunkelroten Teilnahmeflyer. In die Landkarte im Innenteil sind alle elf Kirchen und Kapellen des Pastoralen Raumes eingezeichnet samt Zeiten für die jeweiligen Sonntagsmessen.

Wer eine Messe besucht, bekommt am entsprechenden Gottesdienstort in der Sakristei einen kleinen runden Aufkleber, auf dem ein Foto der jeweiligen Kirche zu sehen ist. Dieser wird auf das vorgesehene Quadrat in der Karte geklebt. Wer alle Sticker hat, kann den beklebten Plan in einer der Gemeinden abgeben und nimmt damit an einer Verlosung teil.

Bewährtes neu entdecken

Die Sonntagskollekte ist eine bewährte Hilfe bei der Finanzierung von Gemeindeprojekten. Sie neu zu denken, lohnt sich.

Davon ist die Koordinatorin für Fundraising-Entwicklung in den Pastoralen Räumen, Uta Bolze, überzeugt. Die Mitarbeiterin der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ ist mit Pfarreien auf dem Weg, die Sonntagskollekte im Werkzeugkasten des Fundraisings sinnvoll zu integrieren und mit anderen Maßnahmen zu vernetzen. Dabei geht es nicht allein um den finanziellen Erlös, sondern auch um mehr ehrenamtliches Engagement und die Kommunikation von Projekten, für die sich Kirche vor Ort stark macht.

Kontakt: 0 30 / 32 68 41 17; Uta.Bolze@erzbistumberlin.de

Neuerworbenes Gebäude soll Begegnungsstätte „Oder-Grenzregion“ werden

In Löcknitz, im Pastoralen Raum Hoppenwalde-Pasewalk, entwickelt sich etwas: Durch den Zuzug katholischer Familien aus Polen entsteht in der Oder-Grenzregion neues gemeinsames Leben.

Feierten die Gläubigen bislang sonntags in der evangelischen Kirche die Messe und fanden Kinderarbeit und Kirchenkaffee in angemieteten Räumen im Bürgerhaus statt, gibt es nun ein eigenes katholisches Gebäude. Das Erzbistum hat für die Pfarrei St. Otto Pasewalk den „Löcknitzer Bären“, eine ehemalige Gaststätte, erworben (Foto).

Klaudia Wildner-Schipek, Refe-

rentin für das Projekt „Glauben ohne Grenzen“ ist begeistert und spricht von einer Begegnungsstätte „Oder-Grenzregion“. „Dort können wir all das machen, was bisher aufgrund fehlender Kapazitäten nicht möglich war.“ Im Gebäude, das zunächst entsprechend hergerichtet werden muss, sollen künftig Gottesdienste gefeiert werden, sollen Kindernachmittage, Religiöse Kinderwochen und die Ministrantenarbeit stattfinden.

Außerdem kann das Angebot der Caritas ausgeweitet werden und gesellschaftliche Initiativen können entstehen. „In direkter Nachbarschaft haben wir einen großen Schulcampus. Hier kann einiges wachsen“, freut sich Wildner-Schipek.



Dienstleister und Schnittstelle

Verwaltungsleiter Michael Reining sorgt in zwei Pastoralen Räumen für Entlastung

„Und hier, in die Mitte des Treppenaufgangs, wird ein Fahrstuhl eingebaut.“ Michael Reining führt durchs Pfarrhaus von St. Josef in Köpenick. Es wird gerade umgebaut. „Wer in den Pfarrsaal wollte, musste diese acht Stufen hoch“, zeigt Reining auf die Treppe, die von der Eingangstür nach oben führt, „und das Pfarrbüro ist noch eine Etage drüber. Das ist besonders für Ältere sehr beschwerlich.“

Michael Reining ist Verwaltungsleiter des Pastoralen Raums Treptow-Köpenick. Den Umbau des Pfarrhauses zu koordinieren, gehört zu seinen Aufgaben. Mit der Sanierung und Umgestaltung zieht der zentrale Verwaltungssitz des Pastoralen Raums in das rote Backsteingebäude an der Kirche ein. Neben Pfarrbüro und Pfarrsaal entstehen Büros für Verwaltungsleiter und Verwaltungskraft sowie den Kirchenmusiker. „Der Pfarrer zieht in die Wohnung unterm Dach. Zudem wird eine Mietwohnung geschaffen, aus deren Einnahmen wir den Umbau mitfinanzieren können“, so Reining.

Seit November arbeitet der 57-Jährige zu 50 Prozent in Treptow-Köpenick. Die anderen 50 Prozent seiner Arbeitszeit widmet er dem Pastoralen Raum Wuhle-Spree. „Dienstags und freitags bin ich in Köpenick und mittwochs und donnerstags im Büro in Friedrichsfelde. Montags wechsle ich je nach Arbeitsmenge ab“, erklärt er. Grundsätzlich sei aber Flexibilität gefragt. „In Stein gemeißelt sind diese Zeiten und Orte natürlich nicht.“

Entlastung in Verwaltungsfragen

Bereits mit dem Start eines Pastoralen Raumes in die Entwicklungsphase wird die Stelle eines Verwaltungsleiters in der Regel mit einem Beschäftigungsumfang einer halben Stelle geschaffen. Hinzu kommt eine Verwaltungskraft, ebenfalls mit einer halben Stelle. Mit Blick auf den wachsenden Verwaltungsaufwand der künftigen großen neuen Pfarreien teils mit weit mehr als 20 000 Katholiken, teils mit sehr weiten Entfernungen, teils mit bis zu vier Kitas sollen Verwaltungsleiter die Seelsorger sowie den ehrenamtlichen Kirchenvorstand unterstützen.

Reining versteht sich als Berater und Dienstleister für Pfarrer und Kirchenvorstände der insgesamt sieben Pfarreien der beiden Pastoralen Räume. Er sorgt für Entlastung in



Michael Reining ist Verwaltungsleiter in den Räumen Treptow-Köpenick und Wuhle-Spree. Foto: Alfred Herrmann

Verwaltungsfragen. Er kümmert sich um die Vor- und Nachbereitung der Kirchenvorstandssitzungen, arbeitet in Bauausschüssen mit, trifft sich mit den Pastoralteams und bildet die Schnittstelle zu den Abteilungen im Erzbischöflichen Ordinariat. „Weder besitze ich Stimmrecht im Kirchenvorstand noch handle ich eigenmächtig über den Pfarrer hinweg, sondern übernehme Aufgaben, die mir übertragen werden“, erklärt er seine Dienstleister-Position.

So habe er beispielsweise in Köpenick ein Bewerbungsverfahren begleitet. In Wuhle-Spree kümmert er sich um die Verwaltung von Mietwohnungen. Die Pfarrei „Vom Guten Hirten“ hat eigens eine Aufgabenteilung für ihre Verwaltung erarbeitet, in der sie festhält, für was Pfarrer, Kirchenvorstand, Verwaltungsleiter und Rendantin jeweils konkret zuständig sind. So übernimmt die Rendantin die Haushaltsplanung, der Kirchenvorstand sorgt sich um die Planung und Durchführung von Baumaßnahmen und Reining kümmert sich um die Verträge in den Bereichen Vermietung, Verpachtung und Wartung.

Der katholische Familienvater bringt reichlich Berufserfahrung mit. Zum Finanzbeamten ausgebildet, hatte der gebürtige Karlsruher sich berufsbegleitend zum Personalfachwirt weiterqualifiziert und

dann in karitativen Einrichtungen als Personalleiter gearbeitet. Der im Erzbistum Berlin noch neue Beruf des Verwaltungsleiters ist ihm vertraut, arbeitete er doch in den letzten Jahren bereits als solcher in zwei Pfarreien im Erzbistum Köln. „Dort kümmert sich ein Verwaltungsleiter vor allem um Personalangelegenheiten unter anderem der pfarrei-eigenen Kitas.“

Im Pastoralen Prozess

„Meine beiden Pastoralen Räume befinden sich in ganz unterschiedlichen Phasen der Entwicklungsphase“, spricht Reining eine besondere Herausforderung an. Denn während Wuhle-Spree im letzten Herbst gestartet ist und sich im Kennenlernen befindet, wird es in Treptow-Köpenick bereits konkreter. Als Verwaltungsleiter übernimmt Reining die Aufgabe des Sprechers der obligatorischen „AG Liegenschaften und Finanzen“, in die jeder Kirchenvorstand Mitglieder entsendet.

Im Pastoralen Raum Wuhle-Spree wurde diese AG erst vor kurzem durch den Pastoralausschuss gegründet. „Im ersten Jahr der Entwicklungsphase lernen die Kirchenvorstände alle Standorte ihres Pastoralen Raums kennen“, nennt Reining die ersten Aufgaben, „und

informieren sich gegenseitig über die entsprechenden Finanzsituationen.“

In Treptow-Köpenick stehe die AG bereits vor anderen Herausforderungen. Sie nehme die Immobilien der Pfarreien, einschließlich der Mietobjekte in Augenschein: „Wir diskutieren anhand der vorliegenden Analysen zum Zustand und zur Nutzungssituation die künftige Entwicklung unserer Gebäude.“ Dies beinhalte neben der zentralen Frage, was es braucht, Standorte dauerhaft zu erhalten, auch das Nachdenken über Umnutzung oder gar Verkauf bis hin zu Neubaulösungen, und das alles im Sinne des Pastoralenkonzepts.

„Was die Finanzen betrifft“, erklärt Reining, „wurde ich von der AG beauftragt, mich mit den Rendanten über den Aufbau der Haushaltspläne abzustimmen, damit vergleichbare, einheitliche Haushaltspläne für 2019 aufgestellt werden können.“ Dies solle es vereinfachen, nach Gründung der neuen Pfarrei einen gemeinsamen Haushaltsplan aufzustellen und die Buchhaltung umzustellen.

Am Ende des Pfarrhausrundgangs gefragt, wie er zwischen seinen Arbeitsplätzen pendelt, meint der begeisterte Tramfahrer: „Die Linie 27 verbindet direkt die Pfarrhäuser hier und in Friedrichsfelde. In einer Dreiviertelstunde bin ich dort.“ (ah)



Mehr Haltung.

Mehr Frische.

Wir haben unser Layout aufgeräumt und Platz geschaffen für Abbildungen, Zusammenfassungen, Kernsätze und Aufmacher. So wirkt die Zeitung einladend, zeitgemäß, ansprechend und lebensnah. Im TAG DES HERRN können Meinungen und Anregungen ausgetauscht werden, gerne deutlich und klar in der Sache, aber immer barmherzig und tolerant im Umgang miteinander.

Gerade heute ist Orientierung wichtig. Wir nehmen aus christlicher Perspektive in Kommentaren, Berichten und Diskussionen Stellung zu Themen in Kirche und Welt, erläutern Hintergründe und bieten hilfreiche Zusatzinformationen. Der TAG DES HERRN ist ein hilfreiches Bindeglied für alle Katholiken in der mitteldeutschen Diasporaregion: für jene, die Ihrer Kirche verbunden sind, und jenen, die sich an ihr gelegentlich reiben.

Mehr Spiritualität.

Die Lesungstexte zum Sonntag, biblische Stichwörter, Anregungen und Impulse helfen, den Glauben im Alltag bewusster zu leben. Auch das Zeugnis anderer Christen soll anregen, über die eigene Glaubenspraxis nachzudenken und sich inspirieren zu lassen, was im Leben wirklich wichtig ist. Gebete, Meditationen und Abbildungen sind als Hilfestellung gedacht, sich immer wieder Gott zu nähern, um Hoffnung und Lebensfreude zu erfahren.

Unsere Kirche. Unsere Zeitung.

Unser Angebot für Sie:

8 Wochen kostenlos

und unverbindlich senden wir die Kirchenzeitung an Ihre Familienmitglieder, Freunde und Bekannte.

Oder:

Sie kennen den TAG DES HERRN noch nicht: Dann fordern Sie für sich persönlich die Kirchenzeitung an: 8 Wochen kostenlos & unverbindlich!

»»»» Einfach anrufen unter 0341/ 4 677 713



»Mir ist eine verbeulte Kirche, die alle Tage versucht, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes glaubwürdig zu leben, lieber als eine Kirche der Bequemlichkeit.«

Franciscus

www.tag-des-herrn.de/1805